



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Neundwanzigster Jahrgang.

N^o 41.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Gras Rübezahl.

Roman

von

Johannes van Dewall.

(Fortsetzung.)

XXXV.

Trotzdem es da draußen noch bunt genug aussah in der Welt, die Völker sich bekriegten und der Aufstand sein schreckliches Haupt erhob in Dresden, in Erfurt, Düsseldorf, Breslau und Jserlohn, unser Thal war besuchter im Sommer 1849 wie je. — Die Villen und Wirthshäuser am Wasser drüben füllten sich mit Fremden, die Esel mit den bunten Sätteln standen längs des Ufers in Reih' und Glied, Boote schaukelten sich auf den grünen Wellen und übersät waren die Wege, Wald und Wiesen von fröhlichen Menschen.

Auch an dem neuen Bad drüben begannen wieder die Arbeiten, sie gaben den armen Menschen in der Umgegend Verdienst, so daß jene Leute, welche noch und nach aus dem Gefängnisse entlassen wurden, in dem sie bisher wegen des Schmuggels gefesselt hatten, nun ein Stück Brod fanden.

Man athmete auf, man hatte sich überrumpeln lassen durch die Zeitläufte, man hatte so etwas in dem streng geregelten Preußen gar nicht für möglich gehalten, es war gewesen wie bei einem Erdbeben, alle Welt hatte die Köpfe verloren und die am Nuder mit; jetzt hatte man sich aufgerafft, das Ministerium der That, mit dem Grafen Brandenburg an der Spitze, trat fest und sicher auf, es regnete Vertrauensadressen und Mancher, der früher mit der Revolution getändelt, kam zu sich, nachdem er ihr näher in's Gesicht geschaut hatte. — Die Gefahr war überwunden, die Geschäfte gingen wieder flotter — das Ringlein der Wage schlug um.

Wir merkten diese Veränderung an den vielen Gästen drüben. Auch die Herren Maler kamen wieder in hellen Häufen mit ihren breiten Hüten, Schirmen und Staffeleien und schrieben die Natur ab, viel junger Nachwuchs dabei, aber auch etliche bekannte Physiognomien, so die des Herrn Christoph Scholz und des jovialen Herrn Paul Liebmann, die sich wieder im Kretscham unten bei Frau Renata einquartiert hatten. — Um mich eines etwas vulgären, daher sehr bezeichnenden Ausdruckes zu bedienen, jene Herren „schütteten“ uns selbsterweise, Herr Liebmann, der Witbold, hatte nur einen flüchtigen, trockenen Gruß für uns beim zufälligen Begegnen, der Andere, der Sauertöpfische, überfah uns am liebsten gänzlich; in's Haus zu uns kamen sie mit keinem Schritte, trotzdem sie doch so manche Lebenswürdigkeit von uns genossen hatten.

Der Grund zu diesem seltsamen Benehmen wurde allmählig klar: es war unser Urfeind, der Steuerrath, welcher mit jenen Herren Bekanntschaft gemacht und uns auf das Gründlichste und Abscheulichste bei ihnen angeschwärzt hatte. Ich glaube, es war noch mehr das Gefühl gekränkter Eifersucht, welches ihn erfüllte, als die verkehrte Eitelkeit — Beides zusammen eigentlich, — was den kleinen, hämischen Patron so handeln ließ, denn noch immer wurde er roth und blaß und gerieth in eine seltsame Verlegenheit, sowie er Gretens ansichtig wurde. — Trotzdem schleuderte er gerade sein schlimmstes Gift gegen sie, indem er über ihr Verhältniß zu Rauden und das Auffinden desselben in unserer Kammer die abscheulichsten Lügen verbreitete. Er

Engel, welcher von Haus zu Haus wanderte, unermüdet im Wohlthun, ihrem eigenen Triebe folgend und im Stillen hoffend, der Himmel würde es ihr an ihm vergelten.

Rauden war wieder in England; er hatte jene Stellung angenommen, befand sich wohl, so weit dieß möglich war, und schrieb regelmäßig lange Briefe, welche Grete mit Sehnsucht erwartete und wohl hundertmal küßte und überlas.

Mit ihrer Gesundheit ging es etwas besser, obgleich sie öfters noch an jenen kleinen Anfällen litt und der Doktor Buchwitz nicht ganz mit ihr zufrieden war.

„Das kommt davon, wenn man ein Herz hat, da auf der linken Seite,“ sprach er, gutmüthig mit dem Finger drohend, „und wenn das nicht bald anders wird, dann müssen wir einen Luftwechsel vornehmen oder wir müssen das unnütze Ding ganz heraus schneiden.“

Der Onkel war äußerlich wie sonst und doch so ganz, ganz anders wie früher. Immer mehr wurde es mir klar, daß diese finstere Stirn, die er allezeit trug, nur eine angenommene Maske war, hinter welcher er seine innersten Gefühle verbarg. Ich fand den Onkel sehr gealtert, ich möchte fast sagen, gebrochen, denn es war bisweilen etwas Unsicheres in seinem Benehmen; er mochte wohl einsehen, welch' ein verfehltes Leben er geführt und in welche Gefahr er sein einziges Kind, das Ebenbild seiner Frau, gebracht hatte, das zu schützen und zu hüten er jener auf dem Todtenbette zugeschworen hatte.

Was war Grete jetzt? ... die heimliche Braut eines flüchtigen, fremden Mannes, der im Auslande leben mußte, weil die Gesehe ihn verfolgten. Und was war er selbst?!

Unruhig ging er die Nächte lang unten in seinem Zimmer auf und ab und mit tiefer Sorge ruhte heimlich sein Blick auf seinem Kinde. Wie so oftmals, wenn ich in unserem neuen, hübsch ausgestatteten Zimmer wach im Bette lag, vernahm ich seine gleichmäßigen, rastlosen Schritte bis lange nach Mitternacht, — wie arm und elend kam ich mir dann vor, daß ich ihm nicht helfen konnte!

So wurde es Juli.

Wir sahen eines Morgens in der Laube, eifrig bei der Handarbeit, — denn Grete dachte schon ernstlich an ihre Aussteuer, — wir säumten Handtücher, da sahen wir den Onkel, von zwei städtisch aussehenden Herren begleitet, langsam den Weg vom Wasser herankommen. Sie grüßten uns und gingen in's Haus. Als wir hernach zu Tische kamen, überraschte uns der Onkel mit der Nachricht, daß er unten am Strome ein Grundstück verkauft hätte. Wir sahen ihn an, voller Staunen,

ungläubig fast, denn wir erinnerten uns nur zu wohl noch jener peinlichen Szene mit dem alten Herrn aus Berlin, dem er so unanständig die Thüre gewiesen hatte.

„Aber Papa!“ rief Grete und sah ihm roth werdend in die Augen.

„Die Zeiten ändern sich und ebenso die Ansichten der



Mohammed es Sadok Pascha Bey, Besitzer des Königreichs Tunis. (S. 487.)
Originalzeichnung von Eugen Girardet.

war eben eine niedere, rachsüchtige Natur. Die ganze Fremdenkolonie war voll von jenen pikanten Histörchen und man legte sich förmlich auf die Lauer, um Grete zu begegnen und sie anzustarren.

Wie der Schwan in der Fabel ging diese durch allen diesen Schmutz, — sie war nach wie vor der mildthätige

Menschen," sprach er ein wenig betreten und mit jener tiefen Falte auf der Stirn, welche ihm ein so düsteres Ansehen gab, aber gleich darauf fügte er beinahe heiter hinzu, indem er Grete um die Schulter faßte: „Zum mindesten habe ich kein übles Geschäft gemacht; diese Berliner haben noch immer sehr viel Geld übrig, wie es scheint. — Ich bekomme siebenzehntausend Thaler für den Baugrund neben dem neuen Wege.“

„Siebenzehntausend Thaler!" riefen wir Beide zugleich. Ich schlug die Hände zusammen, ich konnte mir von einer solchen Summe gar keinen Begriff machen.

„Ja, Kinder," erwiderte er, „und ich bedaure nur, daß ich nicht früher von meinem Vorurtheil zurückkam.“

Grete war verwirrt. — Sie sah tiefer, sie kannte ihren Vater genau, — sie wußte, welch' einen großen Entschluß es ihn gekostet hatte, Grundbesitz zu verkaufen, und ahnte, weshalb er das that.

Sie war wie mit Blut übergossen, sie machte sich los von ihm, trat ihm gegenüber und indem sie dann seine beiden Hände ergriff und ihm fest und forschend in die Augen sah, fragte sie ihn tief gerührt, aber auch beunruhigt: „Vater — warum hast Du das gethan?"

„Damit Du gesund wirst, mein Kind, denn Du sollst reisen, sagt der Doktor — Du mußt an die See," erwiderte er herzlich.

Er zog sie an sich und sie lagen sich in den Armen. Eine ganze Weile hielten sie sich fest umfassen.

Nach einigen Tagen war der Kaufkontrakt geschlossen und das erste Drittel des Geldes gezahlt. Der Onkel zeigte uns den Haufen Tresorscheine und sprach mit Laune: „So, — nun wollen wir die Luft wechseln, Kinder; das soll uns helfen, ein Stückchen Welt zu sehen. — Nun macht euch reisefertig, in drei Tagen geht's auf die Eisenbahn und nach Berlin.“

„Nach Berlin!" rief Grete, „Vater, zu Deinen Feinden?"

Er sah sie an und lachte — wahrhaftig, er war wie umgewandelt; ich glaube, selbst er, der finstere Onkel, hatte damals ein wenig jenes Quartanergefühl vor den Ferien, es that ihm wohl, einmal den Staub abschütteln zu können und neue und freundlichere Eindrücke in sich aufzunehmen.

„Ich muß euch doch ein wenig herausstipfeln erst, damit ihr draußen eine Figur spielt," erwiderte er; „hernach hast Du die Wahl zwischen Norberney und Helgoland, liebes Kind, denn Doktor Buchwitz behauptet, das eine wäre für Dich so zuträglich wie das andere.“

„D — an die See! — Dann gehen wir nach Helgoland, Papa! — Ich habe so viel von der rothen Insel erzählen hören!" rief Grete mit strahlenden Augen.

Berlin und Helgoland, — neue Kleider und eine weite Reise! — Und schwindelte, wie ein schöner Traum voll Sonnenglanz, wie ein goldenes Märchen stieg vor unserm Geiste die nächste Zukunft auf; kaum glauben konnten wir es, daß das Ernst war. Eine beinahe fieberhafte Aufregung bemächtigte sich meiner; während Grete in den Stieler'schen Atlas guckte, um vor allen Dingen zu sehen, wie weit Helgoland von Englands Küste entfernt sei, fing ich an zu kramen, suchte ich die Sachen zusammen, welche wir nothwendig mitnehmen mußten.

Uebrigens verbreitete sich die Nachricht von dem verkauften Grundstücke und der beabsichtigten Reise mit Blütheschnelle unter der Bevölkerung; die Frau Pastorin verfehlte nicht, herbei zu eilen, uns zu gratuliren und zu erzählen, der Steuerrath wäre „käseweiß" geworden vor Aerger, als er das gehört hätte von ihrem Manne. Was kümmerte uns jetzt noch der Steuerrath?

Wir sahen und träumten nichts Anderes als goldene Berge, ich vergaß darüber ganz, daß ich ein armes verwachsenes Geschöpf war, um welches sich Niemand reißen würde — das fünfte Rad am Wagen überall. — Ich war in so gehobener Stimmung, ich hätte selbst den Steuerrath umarmen — nein, aber ihm vergeben können.

Ich zählte die Stunden, wir schliefen keine Nacht, wir blieben beim Planemachen. — Dann kam das Abschiednehmen, und dann früh morgens bei Tagesanbruch hieß es aufstehen und sich marschfertig machen. Hinunter ging's mit Sack und Pack zur Fähre und zum Bahnhof. — Ah! wie mir das Herz schlug und wie so stolz ich mir vorkam! Nun ging's auf die Eisenbahn; — es läutete — es piff — hinaus trug sie uns, den Strom entlang, in die weite, weite Gotteswelt.

XXXVI.

Grete und ich, wir saßen am offenen Fenster und schauten die landschaftlichen Bilder an, welche an uns vorüberzogen. Wir waren wie die Kinder und solche waren wir in der That. — Man hatte uns bisher im Dunkeln gehalten und nun staunten wir die gewöhnlichsten Dinge an wie wahre Weltwunder. Wir hatten zum Beispiel noch niemals ein Schiff gesehen, außer in Bilderbüchern, die kleinen Fahrzeuge, welche, seit er die gehörige Wassertiefe besaß, den Strom auf und nieder glitten, bildeten daher einen unerschöpflichen Stoff der Unterhaltung und des Vergnügens. — Und nun gar erst die Dampfschiffe mit ihren pfeilschnell sich drehenden Rädern und dem weißen Schaum, zu welchem jene das Wasser peitschten. Dann aber auch die Städte mit ihrem Häusermeere und mit ihren altmodischen schönen Thürmen, das Getreibe der Menschen auf den Bahnhöfen, die Leute, welche ein- und ausstiegen, oftmals ohne auch nur ein Wort mit uns oder den Anderen gesprochen zu haben, — das Alles kam uns, den verzauberten Prin-

zessinnen des Hirschenhafer Hofes, vor wie eine neue Welt. — Die Berge wichen zurück, welliges, fruchtbares Hügel-land rechts und links, der Strom breitete sich aus, — noch immer verfolgte das Dampfroß seine Bahn. Wir sahen ihn wachsen, unsern alten Bekannten, von Schritt zu Schritt, dann bog es ab, nach Norden zu, weite Ebenen kamen, reizloser wurde die Landschaft, unabsehbare Saatsfelder durchzogen wir, mit einzelnen Kirch- oder Fabrikthürmen am Horizont, dann mit einem Male hörte der Laubwald auf, Sand und Sand und graue düstere Fichtenwälder zeigten sich und stimmten uns melancholisch durch ihr trostloses Aussehen; über dem märkischen Sand sank allmählig die Sonne herab, — länger streckten sich die Schatten.

Damals rasten die Eisenbahnzüge noch nicht mit der wahnwitzigen Eile wie heute von Ort zu Ort, aber dennoch erreichten wir Berlin ehe es dunkel wurde. Blühend im Sonnengold setzten sich gegen den rothen Himmel ab, in weiter Ferne, winzig klein die vielen Thürme und Kuppeln der Residenz, die Dörfer mehrten sich, ebenso die Landhäuser, Fußgänger und Wagen belebten die Straßen, Alles verkündete die Nähe der großen Stadt. Ohne Unterlaß piff die Lokomotive, immer mit derselben Schnelligkeit ihrem Ziele zuweilend und wir saßen bekommen und erwartungsvoll in unserm Wagen, unruhig begannen wir mit unsern sieben Sachen uns zu beschäftigen, während der Onkel wortlos zum Fenster hinausschaute. — Wie viele Jahre waren verflossen, seit sein Fuß die Residenz nicht mehr betreten hatte und wie viele Veränderungen waren vorgegangen dort und in ihm in dieser langen Spanne Zeit!

Die einzelnen Häuser verdichteten sich zu Gruppen und Straßen, eines reihte sich an das andere, lauter große Prachtgebäude nach unserer bescheidenen Meinung, hell und freundlich leuchteten zahllose kleine Lichter, wie eine Illumination war das, wie damals in dem Kreischam am Strom. — Dummes Zeug! — Welch' ein alberner Vergleich — und doch! — Mit einem plötzlichen Gedankensprunge fiel jener Abend mir jetzt ein, ein Lichtpunkt in meinem einfachen Dasein, sah ich die von den Windlichtern beschienenen Gesichter jener vier Maler wieder. Hier in Berlin wohnte ja Herr Georg Arndt, der Herr Professor will ich sagen, fuhr es mir durch den Sinn, und wenn du gewollt hättest, dann wärest du jetzt Frau Professorin und wohntest für immer in dieser großen, prächtigen Stadt.

Wir rollten hinein in den finsternen, engen Bahnhof, der Zug hielt an, ganz bekommen setzten wir unsern Fuß auf den festen Boden. Auch der Onkel wußte in diesem Getriebe nicht so recht Bescheid, denn als er noch jung war, fuhr man mit der Post. Diese Flut von Menschen, dieses Anstarren, der gleiche egoistische Trieb, der Alle beselte, das Laute und Rücksichtslose, dazu die Menschen, welche uns ihre Dienste anboten, und der fremdartige Dialekt, — das Alles verwirrte uns. Aber bald war die erste Scheu überwunden, wir schwammen mit dem Strom, hinaus auf einen großen, freien Platz, ein Wagen ward gefunden und nun ging's hinein in die große, menschen-erfüllte Stadt. Das war unser erster Reisetag.

Wir hielten uns nur so lange in Berlin auf, um das Allerwichtigste zu sehen und unsere Toilette zu ergänzen, ein gutes Theil der Zeit verbrachten wir bei Gerson und in anderen Läden, an deren Pracht wir uns bewunderungswürdig schnell gewöhnten.

Ich will hier nicht des Weiteren die Eindrücke der Residenz auf uns Landkinder beschreiben, ich will nur berichten, daß Gretens anmuthig: Erscheinung selbst in Berlin Aufsehen erregte. Sie trug die neuen Kleider, als wäre sie niemals in anderen gegangen, ein Strohhütchen besonders, mit grünen Bändern und zarten Rosenknospen, stand ihrem lieblichen Gesicht zum Entzücken und die kunstfertigen Hände der Schneider setzten ihre tadellose Figur erst in das rechte Licht. Wie oftmals bemerkte ich, daß Herren und selbst Damen sich noch einmal nach meiner Cousine umdrehten auf der Straße, und als wir den einen Abend im Theater waren, richteten sich gar viele Gläser auf sie.

Auch der Onkel sah in den neuen, modischen Kleidern viel vorteilhafter aus; unwillkürlich suchte er dabei auch einige von den längst beiseite gelegten Gewohnheiten und Manieren des großen Herrn wieder hervor. Man merkte es ihm an, daß er einstmals dieser Sphäre nicht fremd gewesen, wenigstens die Form derselben etwas veraltet war.

Am dritten Abend schon setzten wir uns wieder auf die Eisenbahn und fuhren die ganze Nacht hindurch über Wittenberge, — wo der Zoll war — nach Hamburg. Dort verbrachten wir den nächsten Tag, ganz entzückt von dem Anblick der breiten Elbe und der vielen Schiffe, dort rechnete Grete in Einem fort aus, um wie viel näher sie hier nun schon ihrem Bräutigam war. Sie war vom Hafen gar nicht fortzubringen, denn jedes der vielen Schiffe schien ihr eine Brücke zu sein von ihr zu ihm. Am Abend schrieb sie ihm einen langen, zärtlichen Brief, als Antwort auf jenen, welcher ihr in Berlin noch im letzten Momente überreicht worden war. Er hatte den Umweg über Wismar dorthin gemacht.

Nauden verklärte sie in demselben immer auf's Neue seiner wahren, unverbrüchlichen Liebe, er nannte sie seinen Engel, seinen guten Geist, der auch in der Ferne auf ihn einwirkte, den zu besitzen er Alles daran setzen würde. Ich erinnere mich noch ganz genau, daß eine tiefe, leidenschaftliche Glut, ein wahres und warmes Gefühl aus seinen Worten mich anwehte (in ihrem Glücke gab mir Grete

bisweilen einen jener Briefe zu lesen), daß aber ein Satz in demselben mich nicht wenig stuhig machte. — „Was Du auch jemals von Anderen Selbstames oder Böses über mich hören magst," hieß derselbe, „glaube ihnen nicht eher, als bis Du mir in die Augen gesehen und mich selbst gefragt hast; Dich könnte ich niemals belügen — Du wußt es, Grete. Ich war wohl schwach und leichtsinnig in meinem früheren Leben, aber niemals schlecht, und was ich fehlte, habe ich sattfam gebüßt.“

Wir fuhren zum Hafen, wir drängten uns durch das Gewühl und betraten das Schiff, der Onkel suchte uns einen Platz aus unter dem weißen, schattenspendenden Zeltbache, welches über den hinteren Theil des Verdecks ausgespannt war. In unseren hübschen Reisetöiletten nahmen wir Platz, brachten unsere Effekten sicher unter und ergötzten uns nun über das Zufließen der Menschen und über das lebhafteste und originelle Getreibe an Bord.

Selbst der Onkel, dessen Laune in Berlin zu wünschen übrig ließ, schien hier aufzuthauen.

Es war aber auch ein prächtiges Reisetwetter, hell, sommerlich und doch nicht zu heiß, denn ein belebender Luftzug fächelte unsere Wangen. Dazu der breite Strom, mit seinen riesigen Schiffen und Dampfern, welche dicht an uns vorüberglitten, die Reiselust, die uns beselte und die frohe Geschäftigkeit, welche uns umgab, — wie hätte man da wohl Grillen fangen können!

Die Schote rauchten, der weiße Dampf zischte ungeduldig, ab und zu bewegte der „Curhaven" versuchsweise schon einmal leise die breiten Räder. — Als es zum dritten Male vorn geläutet hatte, stießen wir ab und setzten uns mit wachsender Schnelligkeit und unter dem munteren Klange eines Marsches, welchen vorn die Musikbande spielte, in Bewegung.

Wie auf Zauberflügeln glitten wir den breiten, glänzenden und von tausend Fahrzeugen belebten Strom hinab. Altonas düstere Mauern zogen an uns vorüber, dann kamen grüne Hügel und bewaldete und mit Villen befranzte Höhen zur Rechten, Werfte, Ausladestellen und Hunderte von kleinen Badefarren; Blankenese kam mit dem spitzen Süllberg, welcher den Höhenzug abschließt und run wurde es beinahe völlig eben zu beiden Seiten.

XXXVII.

Breites Wasser und endlose Uferstrecken zu beiden Seiten, Marschland mit waidenden Rinderheerden, wechselnd mit grauer Haide, über welche der dunkle Qualm, welchen der Dampfer hinter sich her zog wie eine schwarze Fahne, seinen breiten Schatten warf. Ab und zu überholten wir einen plumpen Dreimaster oder es kam uns ein schwer arbeitender Dampfer entgegen, sonst gab es beinahe keine Unterbrechung. Hinter der kleinen Festung Stade, deren Thürme man links landeinwärts liegen sieht, treten die Ufer weiter zurück. Unsere Aufmerksamkeit wandte sich mehr und mehr von den Außenbängen zu dem Schiffe und seinen Passagieren. — Das bunte Gewühl hatte sich gelegt, während der Fahrt hatte ein Jeder seinen Platz gefunden, in Reihen längs des Geländers und in Gruppen um die Tische herum saßen die zahlreichen Passagiere, machten sie es sich bequem und vertrieben sich die Zeit so gut als möglich. Einige Kinder spielten Ball und Haschen, einige Herren gingen rauchend auf und nieder.

Wir hatten uns natürlich eine Menge von Bemerkungen mitzutheilen, denn für uns war das Alles neu und interessant. Die Toiletten, das Aussehen und das Benehmen der Reisenden, ihre Unterhaltung und selbst ihr Dialekt, dazu die Einrichtung des Schiffes, die Kabinen, die Salons, die Küche und vor Allem der Maschinenraum mit dem gleichmäßig und rastlos arbeitenden Krummzapfen.

Nicht weit von uns saß eine Gruppe von Herren und Damen, welche unser Interesse ganz besonders in Anspruch nahm. Die Eine der Letzteren schien eine Künstlerin zu sein, die Andere, etwas ältere, ihre Begleiterin; so wenigstens reimten Grete und ich uns das zusammen. Jene trug eine gewählte dunkle Reisetöilette und einen Hut, welcher, über der Stirn wie eine Stuarthaube eingebogen, ihr dunkles, lebhaftes Gesicht auf das Vortheilhafteste einrahmte. — Es war Schwung — Ausdruck in diesem Gesicht, etwas Fesselndes, Kühnes, und wenn sie ihre großen, von langen schwarzen Wimpern beschatteten Augen aufschlug, dann sprühten diese nur so von Feuer und Geist.

Sie hatte ihr Tuch wie zum Schutze gegen den Staub der Maschine über die Kniee geworfen, lehnte ihren äppig-graziösen Oberkörper bequem in den Sessel zurück und streckte ein wenig kokett das kleine, mit einem knappen Halbstiefel bekleidete Füßchen vor, welches der eine der Herren in ihrer Gesellschaft gar nicht satt wurde durch sein Glas zu betrachten.

Wir hatten in unserem ganzen Leben noch niemals eine ähnliche Erscheinung gesehen, sie interessirte uns daher in hohem Maße. Mehr noch wie ihr Äußeres aber frappirte uns ihr Benehmen, der Umgangston. — Wie sie lächelte, wie sie die Augen halb öffnete und dann wieder schloß, wie sie den Oberkörper in das Rückenleider ihres Sessels schmiegte, mit einem Gebagen und einer Grazie, die lebhaft an die der Ragen erinnerte, wie sie bald Dieffen, bald Jenen ansah und mit dem Fächer und mit Blicken ein bereites, aufregendes Spiel spielte. Wir waren empört und doch gefesselt. Das Benehmen der Kavaliers erschien uns bisweilen geradezu anstößig und machte uns erröthen. Dennoch aber mußten wir immer wieder dort hinüberschauen

und trotzdem hörten wir auf jedes Wort, was da drüben gesprochen wurde, obgleich wir ebendrin das Wenigste davon begriffen. Die Herren gehörten offenbar der besten Gesellschaft an: ihre Kleidung war elegant, ihr Benehmen sicher, bisweilen ein wenig übermütig und, wie uns dünkte, sogar beleidigend für die Dame, die aber nicht den geringsten Anstoß an ihren Komplimenten, Blicken und Winken nahm, ja dieselben noch obendrein herausforderte.

Das Alles geschah in einer selbstbewußten, leichten und eleganten Weise, die uns völlig fremd war. Wie ein Strom rauschte ihre Unterhaltung dahin, schillernd und formwährend wechselnd an der Oberfläche, sehr leicht bisweilen und dann wieder so tief, daß wir sie nicht begriffen.

Ich habe es nachher erfahren — es war die schöne Tänzerin L. aus Berlin, mit welcher wir zusammen reisten, und jene Herren gehörten der ältesten Aristokratie des Landes an. Sie sprachen den Jargon ihrer Kaste und von dem, was sie interessierte — natürlich war es daher, daß uns Landmädchen das Alles vorkam wie böhmische Dörfer.

Sie hatten eine Menge guter Dinge bei sich, denen sie gelegentlich zusprachen, erzählten sich von der Oper, vom Ballet und nannten viele große Namen. Der Eine, ein stattlicher, jovial aussehender Herr mit militärisch geschnittenem Bart, brachte die Uebrigen häufig zum Lachen durch seine gute Laune und allerhand kleine Geschichten; ein Anderer von ihnen (der schöne Graf P., wie ich später erfuhr, einer der elegantesten Reiteroffiziere der Residenz und der erklärte Liebhaber der Damen) hatte unsere Neugierde bemerkt und schaute ab und zu mit einem forschenden Blicke auf Oreste, deren Neugierdes Eindruck auf ihn zu machen schien.

Vielleicht war es nur die finstere Ruhe des begleitenden Vaters, welche ihn abhielt, noch beharrlicher herzuweisen.

Ein lautes Gelächter, in welches selbst der Dunkel, wenn auch still, mit einstimmt und von welchem wir beiden Mädchen den Sinn nicht verstanden, ließ uns Beide aufsehen, es handelte sich um irgend eine Geschichte, die sehr komisch sein mußte. Gleich darauf begann der Herr mit dem militärisch zugeschnittenen Bart aufs Neue:

„Ja, Durchlaucht, das war ein fruchtbares Jahr an derlei Vorkommnissen. Sie erinnern sich doch der letzten großen Steeplechase.“

„Ganz gewiß,“ erwiderte ein schlanker junger Herr, der neben der schönen Dame saß und beständig Sorge trug, daß deren Tuch und Fächer nicht in Gefahr kamen.

„Nun, es war ein heilloses Wetter damals. Ich war am Tage vorher mit P. und A. hinausgeritten, um das Terrain auszusuchen und wir hatten unsere Sache so gut gemacht wie nur möglich. In der Nacht aber begann es zu regnen, was vom Himmel herunter wollte; Rübezahl und noch einige von unseren Koryphäen spannten in Folge dessen aus und zahlten Neugeld.“

„O! der gute Rübezahl — wie steht es denn mit dem?“ frug die Dame, sich lebhaft vorbeugend.

„Er zahlt noch immer Neugeld!“ sagte Durchlaucht etwas ironisch.

„Der schleift Ketten wie ein Galeerensklave,“ bestätigte Graf P.

„Mein schöner Herr, verspotten Sie mir die treuen Männer nicht,“ erwiderte die Dame lebhaft und tippelte leicht mit ihrem Fächer auf seinen Arm, „der ist besser als ihr Alle!“

„Es kommt doch wohl ein bißchen darauf an, wem man treu ist!“

„Wohl möglich, aber Jsenburg bekommt so seinen Speech nicht zu Ende.“

„Nun,“ fuhr Jener fort, „das Reiten war unter diesen Umständen kein Kinderspiel, die Gräben standen hoch voll Wasser und an einigen Stellen war der Grund ein wenig weich, der Absprung gefährlich. Inbessen, was war da zu machen?“

„Am Mittage fuhren wir hinaus, in P.'s Omnibus. Der alte Comte de Toulouse hatte sich zu uns gesellt und begann nun unterwegs weidlich auf die Präsidentschaft zu schimpfen.“

„Kann ihn mir lebhaft vorstellen, den alten Geizhals,“ rief Graf P.

„Sollten nur selber mal reiten, die Herren vom Präsidium, aber anderer Leute Fell und Knochen zu Markte tragen, das ist kein Kunststück,“ ging das in Einem fort.

„L..... i, welcher bei uns im Wagen saß —“

„Welchen Namen nennen Sie da?“ unterbrach ihn die Tänzerin, mit einem beinahe erschrockenen Blick.

Niemand erwiderte etwas und der Erzähler fuhr nach einer kleinen Pause fort: „L..... i schien das sehr zu amüsiren, ebenso Rübezahl, und Beide machten sich nun daran, den alten Grafen gegen das Präsidium noch mehr in's Zeug zu bringen.“

„Ja — ist 'n wahrer Skandal!“ rief Jener zuletzt und schlug sich mit der Hand auf's Knie, „und wenn das insame Neugeld nicht wäre und wenn es nicht überhaupt um Geld und Reputation ginge, dann zöge ich meinen Gaul zur Stunde noch zurück. — Wer wird die Mähre nun reiten wollen?“

„Die Anderen lachten aus vollem Herzen, ich aber zog meinen Hut und sagte höflich: Gestatten Sie, Herr Graf, daß ich mich mit Ihnen bekannt mache. Mein Name ist Graf Jsenburg, ich gehöre zum Komite und verlor kein Wort von dem, was Sie soeben zu bemerken die Güte hatten.“

Eine lebhafteste Heiterkeit bei dem Auditorium (ein Schimmer einer solchen übrigens auch auf unseren eigenen Lippen), dann fuhr der Erzähler fort:

„Sein Gesicht sich auszumalen, überlasse ich Ihnen selbst, meine Herren.“

„Ah! ... ah! — En effet ... wußte nicht; — hatte noch niemals die Ehre!“ stammelte er bestürzt und wollte sich entschuldigen. „Bitte, bitte,“ erwiderte ich, „Sie konnten mich nicht und hatten sicherlich nicht die Absicht, mich persönlich zur Verantwortung zu ziehen, andererseits wird sich aber die Sache mit dem besten Willen doch nicht ungeschehen machen lassen.“

„Ah — parbleu!“ machte der Graf Toulouse.

Mit lachenden, gespannten Mienen hörte man ihm zu.

„Nun? — wie weiter?“

„Sie sagten soeben, Sie wären in Verlegenheit um einen Reiter für Ihr Pferd,“ fuhr ich fort, „ich biete mich Ihnen an und hoffe, Sie werden mich nicht zurückweisen.“

„Famos! ... brav gemacht, Jsenburg!“ — Dem alten Franzosen war das ganz recht.

„War ihm auch. Eine Sekunde lang sah er zwar aus, als empfinde er einen Schimmer von Beschämung, gleich darauf aber zeigte er mir sein gewinnendstes Lächeln. „Vous avez une manière de corriger les fautes des autres, qu'on ne vous peut rien refuser, Monsieur le comte,“ sprach er, die gute Gelegenheit beim Schopfe ergreifend.“

„Der alte Filou! — Nun, und?“

„Nun, — es ist schade, daß Sie damals nicht zugegen waren. Wir wurden handelsmäßig — wir starteten nur zu Dreien und ich kann Sie versichern, es war ein glückliches Rennen. Der Roland ist eine unübertreffliche Mähre und doch lagen wir zweimal, kamen aber schnell und glücklich immer wieder auf die Beine.“

„O! — diese halsbrechenden Geschichten!“ rief die Tänzerin schmolend.

Ich ärgerte mich über diese fortwährenden Unterbrechungen, denn ich spitzte neugierig die Ohren, um das Ende der Geschichte zu vernehmen, die mich sehr interessierte.

„Den Anderen ging es übrigens nicht besser und nach einem harten Kampfe gegen Sweet Anne kam ich als Sieger ein. Der Graf strahlte, aber er hatte seine Rechnung ohne den Wirth gemacht. Ich stieg ruhig vom Gaul und ließ diesen stehen.“

„Ah, — den Teufel!“

„Aber wollen Sie denn nicht zum Wägestande gehen, — ich bitte, kommen Sie schnell, lieber Graf.“ — Ich drehte mich um und sah den alten Kerl von oben bis unten an.

„Monsieur le comte,“ sprach ich und sah ihm dabei fest in die Augen, „Sie erinnern sich Ihrer Worte vorhin im Wagen; ich wollte Ihnen zeigen, daß ein deutscher Reiter keine Gefahr scheut, darum ritt ich Ihr Pferd, aber wenn Sie sich einbilden, daß ich zu Ihrem Vortheil geritten habe, — dann irren Sie sich!“ — Damit drehte ich mich um und ließ ihn stehen!“

Ausrufe der Bewunderung und des Beifalles kamen von Aller Lippen. Ich hingegen war enttäuscht, denn ich verstand nicht recht, was das Ende zu bedeuten hatte, ich bemerkte nur, daß der Graf seine Sache sehr gut gemacht haben mußte. Erst später setzte der Dunkel uns auseinander, daß dem französischen Herrn, dem Besitzer des Pferdes, dadurch, daß der Reiter sich nachher nicht noch einmal hat wiegen lassen, die Frucht des Sieges, das heißt der Rennpreis — entging. Diese Rache war allerdings eine ausgesetzte und vielleicht ganz richtig angebrachte.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder von der Landenge von Panama.

(Bilder S. 485.)

Ferdinand von Lesseps, jener geniale Ingenieur, welcher den Suezkanal ausführte, hat jetzt eine französische Gesellschaft gewonnen zur Durchstechung der Meerenge von Panama, einem Riesenunternehmen, das bezweckt, den atlantischen mit dem stillen Ozean durch eine Wasserstraße zu verbinden. Die Folgen dieser Durchstechung für den Weltverkehr und die Schifffahrt sind unberechenbar. Bis jetzt müssen die Güter umgeladen werden an beiden Endpunkten der Eisenbahn über den Isthmus, wodurch eine große Verzögerung und Vertheuerung der Waaren entsteht. Die Meerenge hat nur einen Durchmesser von zwölf deutschen Meilen, aber die Schwierigkeiten, hier einen Kanal zu graben, sind ungeheuer, da auch gebirgiges Terrain zu durchstechen ist, abgesehen von den verschiedenen Höhenlagen der Wasser der beiden mächtigen Ozeane. Das Werk ist jetzt begonnen, die Ingenieure arbeiten mit ihren Vermessungen, die Arbeiterkompagnien sind auch schon eingetroffen und bedeutende Geldmittel beschafft. Wir geben hier einige Ansichten der Ortschaften, welche der Kanal berühren wird. Zwei derselben stellen den Hafen und die Stadt Colon oder Aspinwall am atlantischen Ozean dar, Bild 2 die Endstation der Eisenbahn Panama an der Küste des stillen Ozeans, 1 und 5 zeigt uns die Stadt Panama mit Nr. 6, dem Rathhaus der Stadt, sie ist Eisenbahnstation. Das vierte Bild läßt uns Landschaft und Eisenbahn im Innern der Meerenge schauen. Der kleine Ort heißt Pueblo Nuevo. Das Klima und die Vegetation auf der Landenge sind tropisch, das Leben dort trägt und äppig bei den schwarzen Eingeborenen, und bei den Geschäftstreibern, die aus Vertretern aller Nationen zusammengesetzt sind, herrscht eine wilde Spekulation. Der Kanal wird auch einen großen Umschwung in den sozialen und geschäftlichen Verhältnissen auf Panama bewirken.

Albumblatt.

Im Garten.

Von

Ludwig Hinterding.

's ist stille, schwüle Mittagszeit,
Der Garten liegt im Traum;
Großmutter mit der Enkelin
Sitzt unterm Fliederbaum.

Kein Lüftchen weht, von Blumenduft
Nur ab und zu ein Hauch;
Nur hin und wieder knistert's leis
Dort hinterm Rosenstrauch.

Großmutter strickt, das Mägdlein singt,
Das klingt so süß, so rein,
Großmutter strickt und lauscht und nickt
Und schlummert endlich ein.

Und leiser, immer leiser klingt's,
Das Liedchen endlich schweigt,
Und hinterm Rosenstock hervor
Ein junger Bursche schleicht.

Nun flüstert's, kichert's, klost's und küßt's;
Kind rauscht der Fliederbaum;
Großmutter schlummert und lächelt still —
Was schaut wohl sie im Traum?

(Aus: „Jahrbuch deutscher Dichtung“. Von Max Stempel.
Bremen, J. Neumann's Buchhandlung.)

Es ist eine alte Geschichte.

Novelle

von

Marius Barbo.

(Nachdruck verboten.)

„Arnold, warum auch heute so traurig? Kannst Du denn niemals mehr froh sein unter Fröhlichen? Das Christfest mit Kindern, ist es nicht ein Fest der Freude? Ach Arnold! wenn Du lachst, so sind Deine Augen stets so traurig — möchtest Du nicht endlich einmal mir, Deiner Schwester, sagen, was diesen Schatten über Dein ganzes Leben wirft?“

So sprechend, lehnte die junge Frau, mit innigem Blick aufschauend zu dem Bruder, an einem Hauteuil, der weiter ab vom Lichtglanz, hinter einer Palmengruppe tiefer im Salon stand. Sie war eine schöne Frau in den dreißiger Jahren, distinguiert in Haltung und Aussehen! Doch war Letzteres bei Weitem mehr noch in's Auge fallend bei dem Herrn, vor dem sie stand. Das war eine edle, vornehme Erscheinung vom Kopf bis zum Fuß, — doppelt interessant noch für Alle durch sein müdes, melancholisches Aussehen, durch den stillen, wehmüthigen Ernst, der über seinen Zügen — seinem ganzen Aeußern lag.

Auch jetzt sah er trübe lächelnd auf seine Schwester herab, die in dem eleganten hohen Gemache, umgeben von allem nur erdenklichen Comfort, so bekümmert zu ihm aufblickte.

„Herttha! warum berührst Du die halb vernarbte Wunde?“ antwortete er ernst.

„Weil Du endlich, endlich einmal Deinen Kummer ausschütten sollst in ein treues Herz, Arnold,“ fuhr sie fort, seine Hand ergreifend, „erzähle mir von jener Frau, von jener Liebe, die Dich so unsagbar unglücklich gemacht.“

„Unglücklich, Herttha? — Nein — es war und bleibt mir stets, trotz allen Kampfes, ein erhebendes Bewußtsein, von einem solchen Herzen geliebt worden zu sein, wenn auch ein furchtbares Verhängniß uns trennte! — Aber laß das, — ich kann nicht davon sprechen.“

„Ach, Arnold, das sagtest Du stets!“

„So laß mich leise fortgehen, — ich möchte die Freude der Anderen nicht stören, dafür verspreche ich Dir, noch heute Nacht die traurige Geschichte meiner Liebe, meines Lebens niederzuschreiben! Es wird auch mich erleichtern!“

„Mein guter Arnold!“

„Gute Nacht, Herzens-Schwester,“ und sich wie besinnend mit der Hand über die Stirn streichend, beugte er sich auf die seine, schmale Hand, küßte sie — und verschwand hinter der dunklen Portiäre.

„Armer Bruder!“ flüsterte die Gräfin bewegt; „wer hätte in unserer Jugend das dem schönen, gefeierten Prinzen H. wohl prophezeit?“

Und als ein blondlockiger Knabe freudig auf sie zusprang nahm sie ihn liebevoll in den Arm, küßte sein Lockenhaar und sagte: „Gott schütze Dich, mein Liebling, vor ähnlichem Leid.“

Inzwischen war der Prinz längst in seinem Heim, dem Palais seiner Schwester gegenüber, angelangt, um sein Verprechen einzulösen.

Hier seine Geschichte:

Es war ein herrlicher Sonntagmorgen, als ich im Sommer des Jahres 18... von Köln per Dampfer gen Koblenz fuhr, um von dort auf einige Tage nach Gms zu

gehen. Die Glocken läuteten den Sonntag ein — es war Alles so feierlich, so still; — einer jener Sonntagmorgen, wo ein Hauch des Friedens, jenes Friedens Gottes, der so zu unserem Herzen spricht, über der ganzen Natur liegt, und wo jede Blume, jeder Grashalm zu sagen scheint: Danke in stillem Gebet Gott, deinem Schöpfer, für alles Gute, das er so gnädig bisher an dir gethan! — Sonntäglich gepuht und sauber gingen die guten Kölner zur Kirche, als ich hinunter zum Anlegeplatz fuhr. Mir selbst war so frisch und froh zu Muthe, wie seit Langem nicht. — Ich war ja eben damals noch ein junges, lustiges Menschenkind, dem als Attaché der K.ichen Gesandtschaft eine glänzende Carrière, und wie ich mir dachte, ein Leben voll von Glück und Wonne nicht fehlen konnte!

Ich sah eben Alles im rosigsten Lichte und vergaß mit der der Jugend eigenen Leichtigkeit, daß die Sonne nicht immer strahle und der Himmel mehr trübe und düster in Wirklichkeit ist als lächelnd.

So fuhr ich denn den Rhein herauf, den Rauch meiner Cigarette gemächlich in der klaren Morgenluft verfolgend, — vertieft in allerlei Betrachtungen, Wünsche und Hoffnungen.

Der Dampfer war in der frühen Morgenstunde wenig besucht; ich bemerkte daher sofort eine hohe, schlanke Erscheinung, die, begleitet von einer älteren Dame und einem Diener, in Bonn unter einer Menge Landvolk auf dem Anlegeplatz erschien.

Die Jugend ist neugierig; um besser sehen zu können,

trat ich an den Rand des Deckes, in die unmittelbare Nähe des Plahes. Der Eindruck, den die junge Dame auf mich machte, als sie mir ihr von der Morgenröthe rosig angehauchtes Gesichtchen plötzlich zuwandte, war ein so mächtiger, tiefer, daß er in mein ganzes Leben eine Wendung, eine Umwälzung brachte, wie ich es nie, niemals geahnt oder geglaubt hätte, wäre mir meine Zukunft selbst vorher prophezeit worden.

Noch heute, wo ich nach beinahe dreißig Jahren, ein alter, müder, kranker Mann, diese meine Erinnerungen niederschreibe, fühle ich, wie mein Herz in liebender Erinnerung an diese Frau höher schlägt, und niemals in diesen langen Jahren bin ich auf meinem Lebenswege einer Frau begegnet, die auch nur einen ähnlichen Eindruck auf



Ein Bibelverkäufer in Schweden. Nach einem Gemälde von Carl Hansen. (S. 491.)

Herz, Gemüth und Seele gemacht hätte. Ich konnte nur einmal lieben mit der ganzen Glut meiner Gefühle, mit meinem ganzen Herzen, nur einmal, um nie, nie wieder vergessen zu können!

So stand ich denn wie gebannt und schaute immer wieder auf jene liebliche Erscheinung, als das Zeichen zur Abfahrt gegeben wurde. Die junge Dame schied mit einer herzlichen Umarmung von der älteren Begleiterin und betrat, gefolgt von dem Diener, das Schiff. Noch wenige Sekunden und dieselbe war ihren Blicken entschwunden. Wie es mir schien, wehmüthigen Angesichts schritt die elegante, schlanke Erscheinung nach der andern Seite, um dort Platz zu nehmen. Nun hatte ich Muße, mir dieselbe gründlich betrachten zu können, ohne unbescheiden zu erscheinen.

Sie schaute, in Gedanken tief verloren, in den wogenden Rhein, nahm nicht die geringste Notiz von ihrer Umgebung. Es war ein feines, blaßes Gesicht, mit großen, dunklen braunen Augen, die dasselbe merkwürdig belebten — von einem Ausdruck, einer Tiefe und Klarheit, die magisch wirkten, sobald sie den Blick erhob. Dazu hantles, glänzendes Haar, das leicht zusammengekommen in einem Netze unter dem großen Strohhut hervorhing, während die schlanke hohe Gestalt, in einen grauen Anzug gekleidet, grazios auf der Bank lehnte. In den schmalen, feinen Händen hielt sie einen Strauß blühender Moosrosen, deren Duft sie und ab zu mir Behagen einathmete.

So hatten wir uns eine geraume Zeit schweigend gegenüber geessen. Obgleich ich sonst in den Kreisen der

Gesandten bei den Hoffesten mit einer gewissen Sicherheit austrat, und selten um eine Anrede, ein Gesprächsthema verlegen war, da sah ich nun und wußte kein Wort zu finden, um eine Unterhaltung mit dem Gegenstand meiner geheimen Bewunderung anzuknüpfen.

Plötzlich schien sie aus ihrem Sinnen aufzusprechen. Es war, als wenn ein leichtes Frösteln durch ihre Glieder gehe. Ihre Augen schauten suchend umher und blieben einen Moment auf mir haften, einen Moment nur, — und doch konnte ich diesen Blick nie mehr vergessen; sie nahmen mich gleichsam gefangen diese tieftraurigen Augen, die mich da anschauten so ernst und doch so sonnig, wie es mir schien — gefangen für das ganze Leben.

Sofort war ich an ihrer Seite, fragend, ob sie etwas



1. Hafen von Colon am atlantischen Ocean. 2. Station bei Panama an der Pacificküste. 3. Stadt Panama. 4. Pueblo Nuevo. 5. Colon. 6. Rathhaus von Panama.

Ansichten von der Landenge von Panama. (S. 483.)

befehle. Bestenfalls, aber natürlich unendlich lieblich hat sie mich, den Diener mit ihrem Mantel zu rufen, da sie, ein wenig erschauert vom eiligen Gange zum Schiffe, nicht des frischen Morgenwindes geachtet hätte und nun zu frieren begänne. Daß ich mir dieß nicht zweimal sagen ließ, sondern hocherfreut die Gelegenheit, um mit ihr in Unterhaltung treten zu können, ergriff, darf ich wohl kaum versichern. Und als ich ihr die wärmende Hülle gebracht, erhielt ich freundlich die Erlaubniß, mich ihr vis-à-vis setzen zu dürfen. Bald war eine lebhaftere Unterhaltung im vollsten Gange, die von ihr so geistreich und liebenswürdig geführt wurde, daß ich auch in dieser Beziehung vollständig hingeworfen war, und immer neugieriger wurde, wer wohl meine schöne, interessante Nachbarin sein möge! Dabei ließ sich aber eine gewisse Trauer, ein tiefer Ernst, der über ihrem Wesen, gleichsam über ihrer ganzen Unterhaltung schwebte, nicht verkennen — sowie ein ängstliches Ausweichen, nähere Auskunft über sich und ihre Familie zu geben. Ich selbst vermied daher zulezt, irgend eine darauf bezügliche Frage zu thun. Sie erzählte mir, daß sie auf einen Tag bei der Schwester ihres Papas gewesen, die in Bonn wohne. Daß sie jetzt in ihren Wohnort — nach Koblenz zu ihren Eltern — zurückkehre. Ich hatte mich ihr flüchtig vorgestellt — sie keinen Namen genannt. So schwand die Zeit nur zu schnell und wir waren in Koblenz. Das Schiff hatte sich unbemerkt von mir mit einer Menge Menschen gefüllt. Alle aus der Kajüte erschienen auf Deck, um beim Anlegen so schnell als möglich auf den Landungsplatz zu treten. Auch meine schöne Reisefährtin ward unruhig. Dem Diener winkend, gab sie ihm den Auftrag: Nicht zu haben, damit er den Herrn Baron gleich fände. Ich aber war durchaus nicht gewillt, länger im Zweifel zu bleiben und bat um die Ehre, ihr behilflich sein zu dürfen, bis ihr Herr Verwandter gefunden. Sie sollte mich bekannt machen. In demselben Moment stoppte das Schiff — ich bot ihr meinen Arm. Sie dankte erröthend und nach dem Ufer deutend, rief sie lebhaft: „Da ist er schon!“ Man winkt, und wie unangenehm berührt, tiefer erröthend, winkte sie wieder. War es mein Anerbieten, das ihr das Blut in die Wangen trieb?

In welcher Beziehung stand sie zu dem jungen Mann? so durchblühte es plötzlich mein Hirn — doch es war keine Zeit zum Nachdenken. — Es ging Alles schneller, als ich es hier niederschreibe. Ein Ruck: das Schiff legte an; sie wollte grüßend an mir vorbei. Doch ich bat sie hastig, ihr meine Karte reichend, um die ihre — und um die Erlaubniß, morgen ihren Eltern mich vorstellen, ihnen einen Besuch machen zu dürfen. Erfreut und staunend, wie es mir schien, schauten die traurigen Augen mich an, ein liebliches Lächeln erhellte, verklärte ihre Züge, um schnell einer mir damals unverständlichen Verwirrung zu weichen. Hastig öffnete sie ein Notizbuch, reichte mir ihre Karte und ich verstand kaum die Worte: ihre Eltern würden sehr erfreut sein, man würde mich gern willkommen heißen — dabei zitterte sie so heftig, daß das Moosrosenbouquet ihren Händen entfiel, — man drängte zum Ausgang — ich bückte mich nach den Blumen und sie rief mir ein treuerzig: „Bebüt' Sie Gott — also auf Wiedersehen!“ zu und war mit dem Strom der Reisenden schon weiter vor und auf dem Landungsplatz, ehe ich nur am Ausgange war. — Es hatte mich verwundeten Menschen unangenehm berührt, meine Eitelkeit verletzt — sie hatte mich abgewiesen, — ward erwartet; — sie war anders gewesen von dem Moment an, da sie den jungen Mann entdeckte.

Und das mißfiel mir natürlich — warum? wußte ich nicht. Dennoch startete ich ihr wie gebannt nach.

Jetzt empfing er sie! Wie galant er, nein, wie verliebt er ihr den Arm bot, schien es mir, um sie zu dem harrenden Wagen zu führen. Sie deutete zurück auf mich — schon im Einstiegen in den Wagen — sie nickte anmuthig — der Herr wandte sich mir zu — ein vornehmes Lächeln des Hutes seinerseits — ein nochmaliges Danken ihrerseits auf meinen Gruß — und fort rollte der Wagen — die liebliche Erscheinung meinen Blicken entziehend. An dem Gefühl, das damals meine Brust durchzog, merkte ich, daß ich hier an einem Wendepunkt meines Lebens stand! Mir fielen Schiller's Worte, die einst Friedrich Wilhelm seiner geliebten Luise gesagt, ein: „Die ist es oder keine sonst auf Erden!“

Hoch aufjubeln hätte ich mögen und doch war mir so ahnungslos, bekommen zu Wuth. Morgen schon sollte ich sie wiedersehen! War's denn kein Traum? Grausam ward ich erweckt daraus! Recht präcise und frech fragte mich ein Dienstmann: ob ich denn kein Gepäc zu besorgen habe? ob ich nach keinem Hotel wolle? — Erst jetzt gewahrte ich, wie leer das Schiff und daß ich und eine lahme Frau die Letzten waren, die es nun verließen! Den Schein geben, das Hotel nennen war sofort gethan und nun endlich warf ich einen Blick auf die Karte, die ich fest umschlossen bis jetzt in der Hand gehalten. Ich wußte ja noch nicht einmal den Namen meiner Angebeteten! Doch was war das? War es möglich? War es ein Spiel meiner Phantasie? Was ich richtig? Da stand in zierlicher Schrift: „Selma, Freifrau von M., geb. von H.“ — Ich war wie erstarrt, ich wendete die Karte, — ich rief mir die Augen — aber es blieb dasselbe; es stand da klar und deutlich! Hatte sie ein Spiel mit mir getrieben? War sie Frau — gehörte bereits einem Andern und hatte sich kofelt an meiner Verehrung für sie geübt? War das denkbar? Konnten solche Augen lügen? Hatte sie mich nicht selbst

ermuthigt, in ihr elterliches Haus zu kommen? Nein, nein, mein Gott, das war nicht möglich! Wie konnte ich nur zweifeln — und doch, das Ausweichen, sobald ich etwas Näheres über sie, — über ihre Familie wissen wollte, — ihr reservirtes Benehmen, das erst nach und nach vertrauender wurde — wer, wer konnte die Zweifel lösen, die mein Inneres durchzogen? Da kam der Dienstmann mit meinen Sachen — ich gab dem Mürrischen ein reichliches Douceur. Ich fragte dann sofort, ob er vielleicht in Koblenz eine Frau Baronin von M. kenne. Gewiß kenne er Die, war seine Antwort. Die kennt ja hier jedes Kind — seit sie nach Koblenz kam. Wenn der Herr Baron mit ihr, dem Herrn Vetter, der hier in Garnison steht, in die Berge reitet, dann ist's eine wahre Freude zu sehen, wie stilllich sie zu Pferde sitzt und wie geschickt sie ihren Braunen zu lenken weiß.

„Und ist dieselbe schon lange verheirathet?“ fragte ich weiter.

„Wie man's nehmen will. Unterhalb Jahre wird's doch wohl schon her sein, seit sie hierher gekommen, — ich weiß nicht von wo! Da sollen sie erst wenige Wochen verheirathet gewesen sein,“ war die Antwort. „Aber Sie kennen sie gewiß besser, wie ich, junger Herr; ich habe überdem nicht viel Zeit; und am Sonntage will unsereins auch gerne einmal ein Stündchen für sich haben! — Ich wünsche unterthänigst guten Abend.“

So schnell wollte ich mir aber keineswegs den Menschen entzählen lassen! Alles hing mir ja davon ab, Aufklärung — Wahrheit zu erhalten auf jede Art!

„Lieber Freund, nur noch ein Wort! Ich kenne die Baronin nicht, soll sie aber auffuchen morgen. Nicht wahr, alter Freund — es war wohl die schöne Dame, die vorher auch mit dem Dampfer ankam?“

„Das weiß ich nicht, aber es kann schon sein, denn in Bonn wohnen Verwandte ihres Mannes; ja, ja, ich erinnere mich jetzt, den Herrn Baron vorher auf dem Halteplatz gesehen zu haben. — Das wird dann seine Richtigkeit haben. Und nun, Gott befohlen, — erkundigen Sie sich nur bei ihr selbst nach dem Näheren morgen, ich habe, wie gesagt, keine Zeit, und lasse mich nicht gern wie eine Citrone ausquetschen,“ mit diesen derben Worten zog er seinen Hut und ging seiner Wege.

Mir gaben dieselben jedoch meine ganze Beherrschung zurück. Mein Stolz erwachte. Während ich dem Kutscher den Namen eines Hotels nannte, stieg ich ein, um so schnell wie möglich aus dem Gesichtstreife des alten, mürrischen Kautzes zu kommen. Im Hotel angelangt, zog ich mich sogleich auf mein Zimmer zurück; ich mußte erst mit mir selbst in's Klare kommen. Zu plötzlich war ich von der Höhe meiner Gefühle in die Tiefe gestürzt. — Ich überlegte hin und her; ich dachte an jedes ihrer Worte während unserer kurzen Fahrt, an ihr edles, ernstes Wesen — und war zuletzt mehr im Zweifel, was ich thun sollte, als vorher. Es litt mich nicht länger auf meinem Zimmer. Ich begab mich hinunter nach dem Speisesaal, entschlossen, dort nähere Erkundigungen einzuziehen. Aber auch da hörte ich nicht viel mehr, als mir der einfache Dienstmann gesagt. Selbst von einer Verwandten, die vielleicht in dem Hause der Baronin zum Besuche sei, wollte man nichts wissen. Was nun thun? Sollte ich der Baronin den nächsten Tag meinen Besuch machen und dadurch die Glut meiner Gefühle für sie noch höher ansachen, — sollte ich Stunden ruhig ihr gegenüber sitzen, in ihr Antlitz schauen und nicht durch einen Blick, durch eine Miene verrathen dürfen, welche Gefühle mein Herz bewegten? — Nein und tausendmal nein! — Ehre, Pflicht und Stolz gewannen die Oberhand; kannte ich auch die Motive nicht, die sie bewegt, ihren Namen zu verschweigen, bis es zu spät für mich war, ich konnte ihr nicht zürnen; ich zweifelte schließlich keinen Augenblick mehr, daß irgend ein Verhängniß über ihr walte, daß es somit immerhin Koketterie gewesen, die sie veranlaßt, ein so unwürdiges Spiel mit meinen Gefühlen zu treiben.

Hatte ich mir einmal den Weg vorgezeichnet, den ich als den allein richtigen erkannt, dann ging ich ihn auch und sollte mein Herz darüber brechen, so sagte ich denn auch jetzt den schnellen Entschluß, morgen in aller Frühe Koblenz zu verlassen, um in der Ferne, im Strudel der Arbeit, im Kreise der Freunde diese kurze und doch für mich so verhängnißvolle Bekanntschaft zu vergessen, — nie wollte ich sie freiwillig wiedersehen.

Traurig und verstimmt langte ich in der Residenz an, die ich so froh verlassen; fremd und ohne Reiz erschien mir Alles, was mir bis dahin werth und lieb gewesen. Ich war am liebsten fern von meinen Freunden, mit mir und meinen Gedanken allein. Keine Kunde drang von ihr, — von ihr, — die doch, ob ich mich auch sträubte, mein ganzes Sehnen und Trachten erfüllte, zu mir, — und die zwei Jahre, die allgemach nach jener unglückseligen Fahrt verfloßen, dühten mich in Wahrheit eine Ewigkeit. Ich arbeitete, um mich zu betäuben, fleißiger denn je, die Anerkennung blieb nicht aus, ich wurde mit Auszeichnungen bedacht und als Legationsrath nach Wien versetzt.

So rüstete ich mich denn, meine bisherige Heimat zu verlassen, um meine neue Stellung anzutreten, — während ich mir vornahm, jetzt ernstlich zu versuchen, Alles, Alles hinter mir zu lassen und zu vergessen, was ich ja doch vergessen mußte. Meine Freunde gaben mir noch ein glänzendes Abschiedsbüchlein, den Tag darauf war Ball beim englischen Gesandten, dem ich mich nicht gut, ohne unhöf-

lich zu erscheinen, entziehen konnte, da ich sehr viel im Hause gewesen war. Jedoch waren für mich dergleichen Festlichkeiten — der ich ungern tanzte, nichts weniger als ein Vergnügen, denn doppelt empfand ich an solchen Abenden die Leere, die in meiner Brust wohnte und sich gleichsam erkältend auch auf mein Aeußeres übertrug. So fuhr ich ziemlich spät nach dem englischen Gesandtschaftshotel. Eine große, elegante Gesellschaft war bereits versammelt, und nachdem ich der Gemahlin des Gesandten die übliche Beugung gemacht, mich bei einigen Familien pflichtschuldigst nach dem Befinden der Frau Mama und diverser Fräulein erkundigt, zog ich mich wie gewöhnlich zurück, um ungestört meinen Gedanken nachhängen und dem geselligen Treiben zuschauen zu können. Die Musik intonirte soeben die Polonaise, als ich neben mir die Worte hörte: „Die Gesandtin wünscht noch einige Minuten zu warten, da sie ihre Nichte, die Geheimrätthin von G. erwartet, welche jeden Augenblick erscheinen muß.“

Kaum waren diese Worte gesprochen, als eine Pause eintrat; der Sprecher verschwand aus meiner Nähe, die Musik begann wieder zu spielen und unter den Klängen von Weber's Festpolonaise begann die Gesellschaft ihren Rundgang anzutreten.

Plötzlich war es, als stände mein Herz still bei dem Anblick, der mir wurde. Sah ich recht, war es kein Schattenbild meiner Phantasie? War die schlante, hohe Gestalt dort an der Hand des Hausherrn wirklich meine unvergeßliche Reisefährtin von damals? Ja gewiß, hier war keine Täuschung möglich — unter Tausenden hätte ich dieß Gesicht wieder erkannt, das ja stets vor meinem geistigen Auge geschwebt, es war kein Zweifel, sie war es. Es war dieselbe hohe Gestalt, dieselben tiefen, dunklen Augen — nur noch blässer war das Gesicht geworden, und ein Zug tiefen Leides hatte sich leise, unmerklich um die feinen, schmalen Lippen gelagert. Ein weißes Atiafkleid floß in schweren Falten an der hohen Gestalt hernieder, es war garnirt mit kleinen Moosrosen, von denen auch ein Strauß in ihren dunklen Haaren steckte. — Moosrosen heute, wie damals! Fests gebannt hing meine Blicke an ihrer liebreizenden Erscheinung, und an dem Klopfen meines Herzens, aller meiner Pulse, fühlte ich, daß ich diese Frau niemals vergessen konnte. Dießmal wollte ich jedoch Gewißheit haben, die schrecklichste Gewißheit war mir lieber, als diese quälende Ungewißheit! Schnell entschlossen, trat ich zu dem nächsten Bekannten, ihn bittend, mich der Baronin von M. vorstellen zu wollen.

„Baronin von M., lieber Prinz, kenne ich nicht, Sie meinen jedenfalls die neue Erscheinung, die entzückende Nichte unseres Wirthes, die Geheimrätthin von G. — Kommen Sie, augenblicklich ist eine sehr günstige Gelegenheit, dort, sehen Sie?“

In wenigen Sekunden stand ich wirklich vor ihr; mein Name wurde genannt, ein Zittern ging durch ihre Glieder. Ihr Blick traf stolz, doch wehmuthsvoll und tief ernst den meinen, dann senkte er sich zu Boden und mit leiser Stimme sagte sie: „Ich glaube vor zwei Jahren schon das Vergnügen gehabt zu haben, Ihre Bekanntschaft auf einer Rheinfahrt zu machen, als ich noch unverheirathet war, wenn Sie sich dessen noch erinnern!“

„Die Erinnerung an jene Fahrt ist nicht einen Augenblick aus meinem Gedächtnisse geschwunden, meine gnädige Frau,“ antwortete ich, mächtig bewegt, „aber Sie waren damals bereits an den Baron M. verheirathet, wie mir durch Ihre Visitenkarte später klar wurde.“

„Ja! an Baron M. verheirathet? Das ist ein Irrthum, ich bin erst seit zwei Jahren mit dem Geheimrath G. vermählt, Baronin M. ist die Frau meines Vethers.“

„Aber Sie gaben mir doch Ihre Visitenkarte, die ich noch besitze, da stand Baronin M., geb. von H. darauf. Ueberdem wurden Sie von einem jungen Manne empfangen, den man mir als Ihren Gatten, den Baron, bezeichnete,“ sagte ich hastig.

Bei meinen letzten Worten war sie leichenblau geworden. Während ihre schönen Augen sich mit Thränen füllten, sagte sie schmerzlich:

„Dieß also ist die Lösung des Räthfels — mein Gott, das ist hart, sehr hart! Deshalb also ließen Sie gar nichts mehr von sich hören, deshalb erwarteten ich und meine Eltern Sie vergebens den ganzen nächsten Tag. In der Verwirrung muß ich unbewußt die Karte meiner Cousine gegeben haben, mit der ich wenige Tage vorher Visiten gefahren war; deren Karte muß sich noch zufälligerweise in meinem Taschenbuch befunden haben. Der Herr, der mich empfing, war mein Vetter, der Mann jener Baronin M.“

Das war zu viel für mich! Ich vergaß, wo ich war, die ganze Gesellschaft um uns her, ich sah nur sie, nur sie, die ich jetzt wiedergefunden, um sie zu verlieren. Der Damm brach, der so lange die Gefühle für diese Frau eingezogen, und mit der ganzen verhaltenen Glut meiner Leidenschaft sagte ich ihr, daß ich sie liebe mehr als mich selbst — daß ich sie, sie allein geliebt vom ersten Augenblick unserer Bekanntschaft an, daß ich sie ewig lieben würde.

Meine Worte schienen vernichtend auf sie zu wirken, und ihre Stimme klang tonlos, als sie mich hastig mit den Worten unterbrach:

„Schweigen Sie! zu spät, zu spät! Um Gottes Barmherzigkeit willen, kein Wort weiter — vergessen Sie nicht, daß ich seit zwei Jahren bereits die Frau eines Andern bin. Konnten Sie damals in verletzter Eitelkeit so schnell

Ihre Liebe aufgeben, so war sie nicht tief — diese Karte nannte uns für ewig. Machen Sie aus unserem Unglück keine Sünde!"

„Ist das Ihr letztes Wort, — Alles, was Sie mir zu sagen haben, gnädige Frau?“ fragte ich, mir selbst nicht mächtig.

„Für heute, ja! Ich weiß es, ich bin Ihnen Aufklärung schuldig, sie soll Ihnen werden, ich werde Ihnen schreiben. Jetzt geben Sie mir Ihren Arm, man sucht uns. Dort ist mein Gatte — führen Sie mich zu ihm.“

Wie im Traume folgte ich ihrem Befehle — sie hatte mehr Selbstbeherrschung als ich. Klar und deutlich klangen die Worte an mein Ohr: „Erlaube, Legationsrath Brinz, ein alter Bekannter.“

(Schluß folgt.)

Bilder aus Tunis.

(Porträt S. 481 und Bilder S. 488.)

Bei den Ereignissen, die jetzt in Tunis sich abspielen, lenkte sich die Aufmerksamkeit naturgemäß auf den Regenten des Landes, der, obwohl unter türkischer Oberhoheit stehend, also eigentlich Befehl des Sultans, dennoch ein Selbstherrscher fast ohnegleichen ist. So daß er sich Besitzer des Königreichs Tunis mit Recht nennen darf. Freilich, was die äußere Politik betrifft, so ist er abhängig und ein echter Orientale, der ohne bestimmtes Ziel sich vom Strome treiben läßt und die Intriguen seines Großveziers als höchste politische Weisheit anerkennt. Daher spielt dieser erste Minister jetzt eine Rolle, die gar nicht abzuschätzen ist. Wir bringen unseren Lesern hier das Bild des Herrschers. Ein Ältester, der ihn vor nicht langer Zeit besuchte, entwirft folgende Schilderung von ihm:

Mohammed es Sadok Pascha Bey ist Anfangs der Sechziger und ein ziemlich starker Herr. Das kurzgeschchnittene Haupthaar, der ebenfalls kurzgeschchnittene Vollbart, welcher das volle Gesicht umrahmt, sind bereits ergraut. Was sofort an seiner ganzen Erscheinung auffällt, sind ein Paar prächtige, große, etwas melancholisch blickende Augen, aus welchen die größte Gütmüthigkeit spricht. Der Bey von Tunis lebt einfach und zurückgezogen, wie ein reicher Privatmann, seinen kleinen Liebhabereien. Er hat weder, wie sein Vorgänger Mohammed Bey, einen Harem von 900 Frauen, noch entzieht er dem Lande die besten Arbeitskräfte, wie das Ahmed Bey gethan, welcher sein stehendes Heer auf 30.000 Mann gebracht hatte, das er durchaus am Königreich Sardinen erproben wollte; er hat eine einzige Gemahlin und hält nur die nöthigsten Truppen im Solde.

Auch in den schlimmsten Tagen hat sich seine Seelengröße und sein treffliches Herz nicht verleugnet. Die beiden Aufstände von 1861 und 1864, deren wilde Brandung selbst gegen die Mauern seines Palastes anstürmte, hat er einzig und allein durch die väterliche Sanftmuth beschwichtigt, mit welcher er die Empörer auf die Gefahren des Bürgerkriegs, auf den vor den Thoren der Regimentskaserne lauernden gemeinen Feind hinwies, statt Kanonen hat er Parlamentäre in die feindlichen Lager geschickt und einen Schleier über die Vergangenheit geworfen.

Neben dem Bardo hat er sich ein einfaches, geschmackvolles Landhaus erbaut, „Rifet Said“, das Haus des Friedens. Hier lebt er seinen friedlichen Beschäftigungen; seine Ruhestunden füllt er mit photographischen Aufnahmen aus: den Saal seiner Villa in Goletta schmücken große Bilder seiner Günstlinge und Minister, alle von des Bey Hand gefertigt.

Zweimal in der Woche sitzt er im Gerichtssaal des Bardo zu Gericht; seine Gerechtigkeitsliebe wird allgemein gerühmt und seine Herzengüte läßt ihn nie im Stiche. Sehr schwer ist er dazu zu bewegen, ein Todesurtheil auszusprechen, und nur in den äußersten Fällen läßt er daselbe vollziehen.

Mohammed es Sadok ist bekannt als ein guter Regent seines Landes; wie er sich in diesem Streite mit Frankreich bewähren wird, muß die Zukunft lehren. Wir fügen dem Porträt des Bey einige Bilder aus Tunis bei.

Es geht in Tunis so orientalisches wie möglich zu, ja man darf sogar arabisch, und das beweisen auch unsere Bilder. Da blicken wir zuerst in das Fort Goletta, natürlich bei Friedenszeiten, — aber die Verfassung dieser Festigung und der Soldaten läßt eine Vorstellung von der Art der Kriegsführung wohl machen. Goletta ist eine kleine, feste Stadt bei Tunis, welche die Einfahrt vom Meere aus durch den Golettakanal beherrscht. Dann schauen wir Straßen in Tunis, eigenartig maurisch und die; das gefallene Thier, welches in freier Luft verwest, unterrichtet uns von tunesischer Straßenpolizei. Wir sehen eine tunesische Frau im Hauskostüm, unverfälscht — die Tracht ist original. Die Frauen sind sehr dunkel, groß gewachsen und nicht so kumpf und schlaff, wie die türkischen Weiber die zu sein pflegen. Das Straßenkostüm (siehe Bild 5) besteht in völliger Verwahrlosung, daß gar keine Formen erkennbar, die Pantoffeln haben hohe Absätze, die beim Laufen in den lauslofen Straßen laut klappern. In Bild 6 erblicken wir einen Jäger am Dacht der Lagune bei Goletta. Er wird auf Seesvögel lauern, könnte auch selbst von einer Tigerfalle überrascht werden. Der Soldat, welcher sich da die Stiefel kunstgerecht flicht, ist ein tunesischer Offizier, allerdings eine seltsame Beschäftigung für den Führer einer Kompagnie; dem entspricht aber auch die Schildmache, welche ihm gegenüber hockt und nicht sehr militärisch aussieht. Es läßt die seltsame Schlüsse auf die ganze tunesische Armee ziehen; die türkische scheint dem nach noch ein Muster an Disziplin und taktischer Ordnung zu sein; freilich der Fanatismus ist auch ein Faktor, der nicht vergessen werden darf; für die Armee ist der Krieg mit den Gaiurs ein heiliger. Die Frau in der Mitte stellt eine Verkäuferin von sehr süßen, stark mit Oel gerösteten Kuchen vor, wie sie hier und da ihre Waare ausbreitend auf dem Marktplatz und am Hafen gesehen werden. Sie sind gewöhnlich sehr schwarz, sehr mager und außerordentlich häßlich. Jedemfalls weisen diese tunesischen Typen hin auf ein von westlicher Kultur noch sehr wenig berührtes Leben.

Ein schönes Gesicht.

Novelle nach englischem Motiv frei bearbeitet

von

Max von Weisenthurn.

(Fortsetzung.)

„Schöne Situation,“ flüsterte der junge Mann, während er niederkniete und sanft das Haupt des Mädchens emporrichtete. „Was in aller Welt soll ich mit ihr thun? Ich hoffe, sie ist nicht verletzt, das arme Kind!“

Mit zarten, aber nicht eben sehr geschickten Händen strich er ihr das goldige Haar zurück, der Knoten am Hinterhaupte hatte sich aufgelöst und es umfloß das anmuthige Köpfchen gleich einem Glorienschein. Hüßlos blickte Karl Gascogne um sich, ob denn keinerlei Beistand nahe, doch weit und breit ließ keine Menschenseele sich blicken und bis zu der nächsten Behausung mochte es doch noch zehn Minuten weit zu gehen sein.

„Ich glaube nicht, daß sie verletzt ist,“ sprach er vor sich hin, „das Pferd hat sie abgeworfen, doch sie ist leicht wie eine Feder und das Gras weich. Wenn ich könnte — ah — meine Feldflasche, vielleicht finden sich doch noch einige Tropfen darin!“

Zum Glück hatte Baron Heinrich dieselbe nicht bis zur Reize ausgetrunken und Karl benezte nun die bleichen Lippen des Mädchens mit der stärkenden Flüssigkeit; da aber seine Bemühungen längere Zeit erfolglos blieben, sann er eben darüber nach, ob er nicht lieber fortreiten und Hülfe herbeiholen sollte, als es in den schönen Zügen leise zu jucken begann.

Langsam, mit einem Seufzer der Ermüdung, schlug sie die Augen auf und richtete sich empor; als sie Karl's angstvolles Gesicht über sich geneigt sah, fragte sie überrascht:

„Was ist geschehen, wo bin ich?“

„Sie wurden aus dem Sattel geschleudert, wie ich glaube,“ entgegnete Karl Gascogne ruhig, „ich ritt eben des Weges daher, hoffentlich sind Sie nicht verletzt?“

Einen Augenblick sah sie ihm in die Augen, dann entgegnete sie langsam:

„Ja, ja, ich entsinne mich, es war der Donner und Blitz, ich fürchte mich so sehr vor Gewittern! Ich wurde nicht herabgeschleudert, aber gerade als ich die Fahrstraße erreicht hatte, blitzte es so grauenvoll, ich wurde ohnmächtig und hatte nicht mehr die Kraft, vom Pferde herabzugleiten, ich fiel also in den Graben; es ist sehr kindisch,“ fügte sie entschuldigend hinzu, „aber ich fürchte mich gar so sehr vor einem Gewitter!“

„Ich freue mich, daß Sie unverletzt sind, ich erschraf nicht wenig, als ich Sie hier im Graben liegen sah, und fürchtete das Schlimmste. Wie fühlen Sie sich jetzt?“

„Ganz wohl!“ entgegnete sie lächelnd, „nur mein rechter Arm scheint nicht in vollster Richtigkeit, ich kann ihn nicht recht bewegen, vermuthlich bin ich darauf gelegen.“

Karl beugte sich angstvoll nieder.

„Ich fürchte, Sie sind doch verletzt,“ sprach er, ihre Hand erfassend, doch selbst seine zarte Berührung entlockte ihr einen Schmerzenslaut.

„Nicht bedenklich,“ erwiderte sie, „ich denke, ich kann jetzt aufstehen, wenn Sie mir behülflich sein wollen?“

Karl gehorchte, doch sie war noch bleich und schwindlig und er gewahrte, wie ihr Antlitz sich verzerrte.

„Ich glaube nicht, daß Sie im Stande sein werden, auch nur den kürzesten Weg zu reiten,“ sprach er mitleidig, „überdies muß Ihr Arm untersucht werden, lassen Sie mich Sie zu dem nächstgelegenen kleinen Häuschen führen und ich werde dorthin ärztlichen Rath und Hülfe bringen.“

Sie blickte kläglich zu ihm nieder, ihre Lippen bebten, während Thränen in ihre schönen Augen traten.

„Mir ist zu Muth, als ob ich gestraft worden wäre,“ sprach sie kleinlaut.

„Gestraft, wofür? Lassen Sie mich Sie zu dem nächsten Obdach geleiten, dann reite ich weiter, hole Doktor Thomson und Ihre Schwester.“

„Meine Schwester!“ wiederholte sie überrascht, „also Sie kennen mich?“

„Baron Heinrich Chaplin sagte mir, wer Sie seien,“ entgegnete Karl Gascogne nicht ohne Verlegenheit. „Sind Sie wohl im Stande zu gehen? — wenn nicht, so werde ich Sie tragen!“

„Nein, ich kann ganz gut gehen, Herr von Gascogne,“ lächelte das Mädchen.

„Sie kennen mich also ebenfalls!“

„Wer sollte Herrn von Gascogne, den Besitzer des Schlosses Menland, nicht kennen?“ erwiderte sie halb heiter, halb traurig. „Sollen wir uns auf den Weg machen?“

„Ich will die Pferde erst anbinden, oder soll ich das Ihre vielleicht gleich nach der Rothburg bringen?“

„Wenn es Ihnen nicht zu viel Mühe macht, es thut mir leid, Sie so sehr zu befehlen.“

„Ich freue mich unendlich, Ihnen einen kleinen Dienst erweisen zu können, nur beklage ich die Veranlassung,“ entgegnete Karl ernst, ihre Hand in seinen Arm legend und sie langsam vorwärts führend; Emma Woodwyl aber blickte eine Sekunde lang zu ihm empor und aus ihren Augen

sprach ein Gemisch von Dankbarkeit, Stolz und flehender Bitte.

„Ich fürchte, Sie leiden nicht wenig,“ sprach er mit einem Blick auf ihre bleichen Wangen, „Muth, wir haben das Ziel bald erreicht!“

Es war dieß ein Glück, denn Emma Woodwyl's Kraft reichte nicht länger, und als sie endlich das kleine, hart an der Straße gelegene Häuschen erreicht hatten, sank sie ohnmächtig in Karl's Arme; er trug sie in das Haus und legte sie sorgfältig auf das Bett der eifertig herbeistürzenden Bäuerin, sie dabei mit Augen betrachtend, die, wenn Heinrich Chaplin deren Ausdruck hätte sehen können, seinen Appetit auf das Mittagmahl wesentlich beeinträchtigt haben würden.

Das junge Mädchen der Obhut der Hausfrau, einer ehrbaren, gutmüthigen Matrone anvertrauend, ritt Karl in rasendem Galopp zu dem Arzte und langte beiläufig eine halbe Stunde nachdem er Emma verlassen, erheitert und aufgeregelt auf der Rothburg an. Adrienne Woodwyl, welche eben am Fenster stand, sah ihn; bleich und erschreckt stürzte sie ihm entgegen, als ahnte sie, daß Karl Gascogne's erster Besuch auf der Rothburg nur Unheil verkünden könne und vermuthlich ein Unheil, welches ihrer Schwester zugestoßen.

Hätte man irgend einen Einwohner des Landstädtchens Blasir gefragt, wer der Besitzer eines gewissen, isolirt dastehenden rothen Ziegelhauses sei, so wäre in wenig Worten vermuthlich mit etwas spöttischem Lächeln die Antwort erfolgt, daß das Haus Herrn Woodwyl gehöre. — „Aber der Woodwyl ist ein toller Gefelle gewesen!“ so oder ähnlich lautete ganz gewiß der Nachsatz.

Und wer dieß Wort ausgesprochen, hat so Unrecht nicht gehabt; man erfuhr dann wohl auch noch, daß das Besitzthum die „Rothburg“ genannt werde.

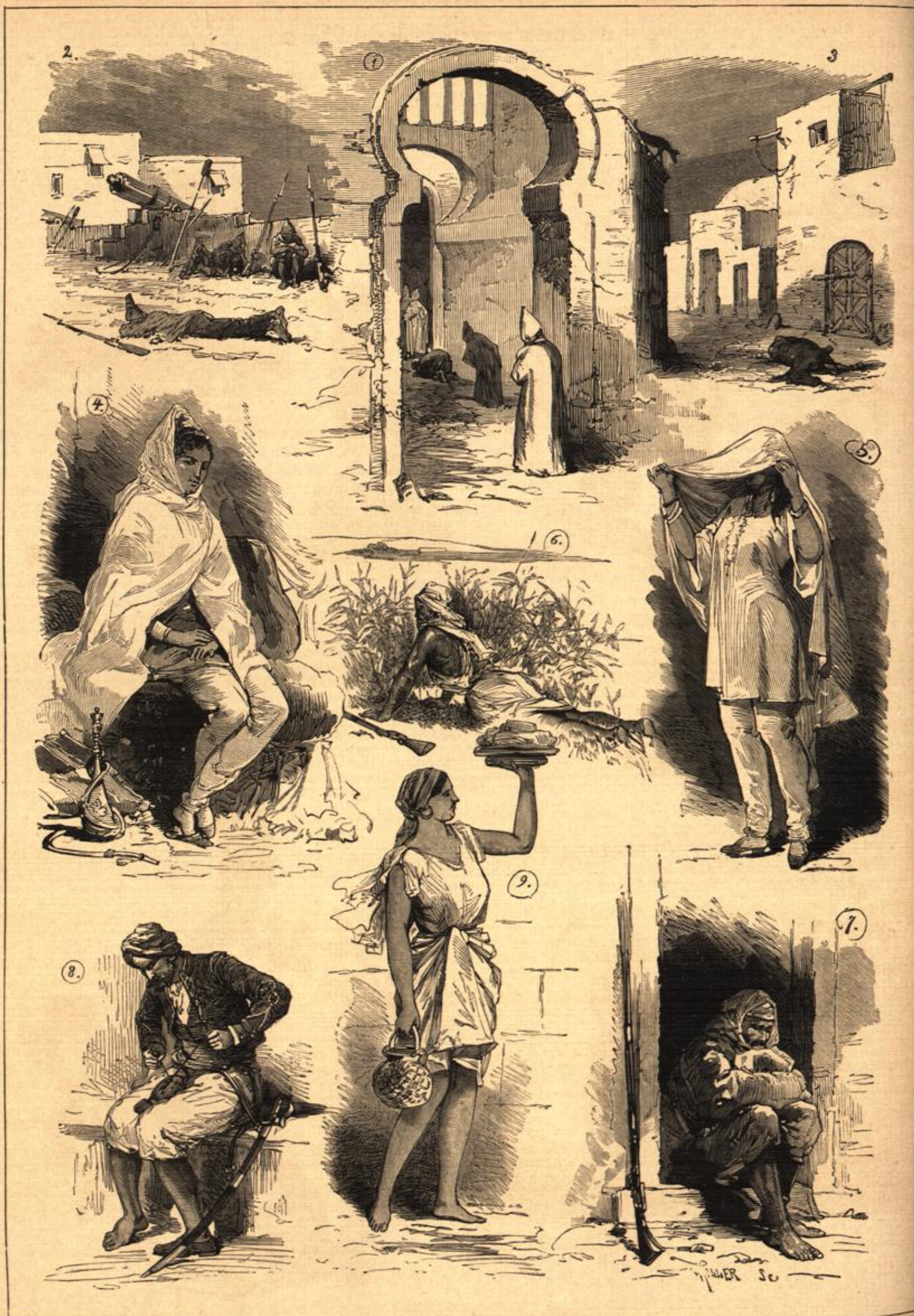
Bernhard Woodwyl von der Rothburg war der letzte Sprößling einer der ältesten Familien des Landes — und die Leute behaupteten, darin liege eben der einzige Segen, daß er der Letzte sei, denn seit einer langen Reihe von Jahren hätten sich die männlichen Glieder der Familie durch nichts Anderes hervorgethan als durch einen lächerlichen Lebenswandel; Kartenpiel, Wein und Weiber, das waren die drei verhängnißvollen Leidenschaften, die sich von Generation zu Generation fortgepflanzt und die Familie in's Verderben gerissen hatten. An Bernhard Woodwyl's Verkommenheit trug die größte Schuld eine Frau, sein Weib; so behaupteten wenigstens jene Leute, welche ihn in seiner Jugend als frischen, lebenslustigen, gutmüthigen Menschen gekannt und ihn jetzt im besten Mannesalter als gebrochenen, vor der Zeit gealterten Greis wiedersehen.

Ob es wirklich so gewesen, wer kann es mit Bestimmtheit angeben? In die Vergangenheit zurückblickend, sind wir sehr leicht geneigt, Anderen eine Schuld beizumessen, die im Grunde genommen uns selbst trifft; möglich, daß es einer edelbedenkenden, hochgesinnten Frau gelungen wäre, ihn zu sich emporzuheben, vielleicht aber hätte auch anstatt dessen er sie zu sich hinabgezogen in den Schlamm seiner niederen Denkungsweise; Thatsache aber blieb, daß, nachdem er die unwürdige Tochter einer ebenso unwürdigen Mutter gefreit, er immer tiefer und tiefer sank und zuletzt vollständiger Verkommenheit anheimfiel.

Als Bernhard Woodwyl sein fünfundzwanzigstes Jahr erreicht hatte, fiel ihm durch den Tod seines Vaters jener Rest der einst ungeheuren Besitzungen der Familie anheim, welcher aus dem Ruin gerettet worden; so jung er war, hatte er doch damals schon durch sein tolles Leben eine gewisse Verühmtheit erlangt; eine kurze Zeit lang war er vermöge seiner Schönheit, seines einnehmenden Wesens und seiner brillanten Geistesgaben ein allgemeiner Liebling gewesen, doch gar bald sank er in der guten Meinung der Menschen, denn es stellte sich heraus, daß er in Oxford erhebliche Schulden gemacht und in jeder Hinsicht ein gar tolles Leben geführt habe; Folge davon war, daß er die Universität verlassen mußte, lange bevor er seine Studien vollendet.

Ihm war nicht viel daran gelegen, er besaß keinen Ehrgeiz und er wollte einige Monate auf dem Schlosse seines Vaters, als dieser starb und all' sein Hab und Gut auf den Sohn überging. Damals schon war die Rothburg, waren alle übrigen Güter tief verschuldet, doch einige Jahre vernünftiger Sparsamkeit hätten Alles wieder geordnet — es geschah aber nicht. Bernhard Woodwyl war ebensowenig an einem reinen Namen gelegen wie an den väterlichen Besitzungen, was kümmerte es ihn, wenn er durch seinen Leichtsinns sich und Andere in's Verderben stürzte?

Durch und durch leichtsinnig, folgte er nur der Eingebung des Augenblicks, berücksichtigte nur sein Behagen und liebte nur das eigene Ich; was kümmerte es ihn, ob er seinen Kindern, wenn er jemals deren haben sollte, nichts hinterließ als Schulden? Er verkaufte muthin alle Besitzungen, allen Grund und Boden, mit Ausnahme der Rothburg, zahlte von dem Erlöse die drückendsten Schulden und verwendete den Rest zu seiner Unterhaltung; er unternahm zuerst eine Reise nach dem Kontinent, das heißt er durchraute alle Städte, ohne sich aufzuhalten, ohne Lebenswürdigkeiten in Augenschein zu nehmen, und hielt sich nur in den durch ihre Spielhöllen bekannten und verrufenen Bäderorten wie zum Beispiel Homburg, Baden-Baden, Menaco u. s. w. auf. In Baden-Baden war es, wo er zuerst seiner späteren Frau begegnete.



1. Straße in Tunis. 2. Fort Goletta. 3. Platz in Tunis. 4. Frau im Hauskleide. 5. Frau in Straßenkleidung. 6. Jäger am Goletta-Kanal. 7. Schildwache. 8. Offizier. 9. Frau aus dem Volk.

Typen und Ansichten aus Tunis. Nach einer Zeichnung von M. Sergent. (S. 487.)

Sommer-Silhouetten.

Von M. Kepsener.



In den Lüften, auf den Wogen,
Im Gefild, auf Baum und Strauch,
Alles ist beglückt und selig,
Menschenherz, o sei es auch!

Hafis.



Schmuck.

Wald und Gebirg und Gefild, mit erdbewässernden Strömen
Hindern des Wandernden Blick, dem, was er liebet, zu nah'n.
Ob er es weiß, doch reckt er den Hals, und gestellt auf die Felsen,
Himmelwärts schaut er, bis ihm schwindet in Thränen der Blick.

Rückert (Sanskrit).



Uf'm Bergli bin i gefässe,
Ha de Vögle zugeschaut;
Hänt gesunge,
Hänt gesprunge,
Hänt 's Nästli gebant.

Und da kummt nu der Hansel,
Und da zeig' i em froh,
Wie sie's mache,
Und mer lache
Und mache's au so.

Goethe (Schweizerlied).



Himmelhoch janzend,
Zum Tode betrübt,
Glücklich allein ist
Die Seele, die liebt.

Goethe.

Es hielt dort nämlich eine italienische Operettentruppe dritten oder vierten Ranges, um einige Vorstellungen zu geben, und obwohl ihr Gesang viel zu wünschen übrig ließ, hatten sie doch stets volle Häuser, denn die Frauen waren schön und von südländischem Typus. Die Primadonna besonders war eine selten schöne Frau von beiläufig vierzig Jahren, während im Corps de ballet ihr Töchterlein, Signorina Carlotta, ein liebreizendes junges Geckhöpf, mitwirkte. Diese beiden Damen erregten nicht wenig Aufsehen in Baden-Baden und jeder von ihnen folgte ein ganzer Tröpsel Bewunderer der verschiedensten Stellungen und Alter, obgleich natürlich Carlotta's Jugend noch mehr Anklang fand als ihrer Mutter reizere Reize; um das Gleichgewicht aber wieder einigermaßen herzustellen, war Signora Torfi liebenswürdig und zugänglicher als ihre Tochter, die den ganzen Stolz und die Launenhaftigkeit einer verwöhnten Schönen an den Tag legte.

Abend um Abend stürmten die männlichen Kurgäste Baden-Badens nach dem Schauspielhaus und überschütteten die Sängerin und ihre jugendliche Tochter mit Blumen und Spenden. Selbst die Spielsäle wurden vernachlässigt, denn Signora Torfi's Stimme und Carlotta's zierliches Füßchen erwiesen sich als viel anziehender, denn des Groupiers unermüdetes „Noir, pair et passe“, oder „Rien ne va plus, le jeu est fait“, was aber verderblicher sein mochte für die jungen Leute, das Hazardspiel oder der Verkehr mit zwei durch und durch gewissenlosen Frauen, das ließ sich nicht mit Genauigkeit bestimmen.

Unter den Opfern von Carlotta's Schönheit und Laune befand sich auch Bernhard Woodwyl, und es stellte sich bald heraus, daß er unter die Bevorzugten ihrer Verehrer gehöre. Einige meinten, seine Schönheit habe die jugendliche Tänzerin gefesselt, Andere glaubten in der verschwenderischen Großmuth, mit welcher er ihr die kostbarsten Geschenke zu Füßen legte, den Grund seines Erfolges zu sehen; die Klügsten aber wußten sehr genau, daß nur weil er in dem Rufe ungeheurer Reichthums stand, er das Herz der Spröden erobert hatte.

Daß er Carlotta leidenschaftlich liebe, ließ sich keinen Moment in Abrede stellen — trotzdem würde er doch gezögert haben, sie zu seiner Frau zu machen, das kleine Mädchen aus dem Corps de ballet in seine Familie einzuführen, deren Frauen immer ehrbar gewesen, wie leichtsinnig auch die Männer gewesen sein mochten — wenn nicht Carlotta's Mutter seltene Klugheit an den Tag gelegt hätte. Als diese erfahrene, verschmitzte Person bemerkte, daß er bis über die Ohren verliebt sei, fing sie wiederholt und laut davon zu reden an, wie sehr seine auffallende Huldigung ihrem geliebten Kinde Schaden bringe; zugleich klagte sie mit melodischer Stimme, wie schmerzhaft es für ein Mutterherz sei, das Glück, den Frieden der Tochter in Brüche gehen zu sehen; sie wolle Baden-Baden sofort verlassen, damit die arme Kleine wenn möglich vielleicht doch noch vergessen lerne. „Poverina“ Carlotta aber wusch die rothe Schminke von den Wangen, erbezte sie mit poudre de riz und bemühte sich, so unglücklich als nur möglich auszu sehen; dabei machte sie einen so liebreizenden, so gramverlorenen Eindruck, daß Bernhard Woodwyl eines Tages vollständig den Kopf verlor, eine glühende Liebeserklärung zum Besten gab und als ihr Verlobter das Haus verließ.

Wie sich denken läßt, gewährte man ihm keine Zeit, um über sein unkluges Vergehen nachzufinnen; sobald alle notwendigen Formalitäten geordnet waren, heiratheten sie in aller Stille und einige Wochen lang war Bernhard Woodwyl an der Seite seiner schönen jungen Frau namenlos glücklich.

Nur zu bald aber entdeckte er, daß Carlotta's Schönheit ihre einzige vortheilhafte Eigenschaft sei; sie war unwissend, selbstüchtig, roh und ohne ein Atom von Ehrgefühl oder weiblichem Partifim; sie liebte nur das Geld und alle jene Dinge, welche Geld zu verschaffen im Stande sind, Kleider, Juwelen, Vergnügungen; als Bernhard Woodwyl's Frau wollte sie das genießen, alles Uebrige war ihr einerlei. Sie liebte es, wenn man ihr huldigte, aber Achtung oder Freundschaft zu erwerben, darauf legte sie keinerlei Werth!

Bernhard Woodwyl war nicht der Charakter, dessen Herz gebrochen wäre bei der Erkenntniß der vollständigen Unwürdigkeit seiner Frau; es genügte ihm, daß sie hübsch, amüßant und gut gekleidet sei; den Winter nach ihrer Vermählung gab es in ganz Paris keine blendendere Erscheinung als Frau Bernhard Woodwyl, und obgleich man zu bemerken glaubte, daß sie in keinem einzigen anständigen Salon, in welchen sie vermöge des alten Namens ihres Mannes Aufnahme fand, mehr als einmal erschien, unterhielt sie sich doch köstlich.

In der Oper besuchten die bekanntesten Roués ihre Loge, ihr Haus wurde von Herren ebenfalls förmlich umlagert, doch die Gemahlinnen dieser Herren kannten die schöne Frau Woodwyl nicht, wenn sie ihr zufällig im Bois de Boulogne begegneten. Carlotta lachte dazu und nannte es die Eifersucht des schönen Geschlechtes; sie wußte, daß die meisten Männer ihre Partei ergreifen würden.

Sie war stolz auf ihre allerdings nicht in Abrede zu stellende Schönheit und kleidete sich auf das Excentrischste.

Eine Zeitlang ging Alles so ziemlich gut, bis Signora Torfi fand, daß ihre Stimme an Kraft einbüße und in Folge dessen zu ihrer Tochter übersiedelte. Da erst nahmen die

kühnsten Abenteuer der jungen Frau ihren Anfang, es entstanden Duellen und die unglaublichsten Standalgeschichten, so zwar, daß Bernhard Woodwyl sich endlich veranlaßt sah, das Leben in Paris aufzugeben und mit Frau und Schwiegermutter nach der Rothburg zu übersiedeln.

Die neuen Verhältnisse, die fremde Umgebung belustigten Carlotta für kurze Zeit, doch bald erfaßte die Langleiße sie von Neuem; die benachbarten Familien ignorirten sie vollständig, denn man hatte nur zu rasch vernommen, welcher Art die Frau sei, welche Bernhard sich erkoren. Anstatt sich durch gemäßigtes Benehmen nach und nach Freunde zu erwerben, wurde Carlotta immer toller und ausgelassener, sie vernachlässigte ihr einziges Kind, ein allerliebste kleines Mädchen und brachte es endlich so weit, daß Bernhard durch ihre Mitwirkung nach sechsjähriger Ehe vollkommen ruiniert war.

Die Bewohner von Blasir erzählten sich die wunderbarsten Dinge von dem wüsten Leben der jungen Frau; und so wurde es ärger und immer ärger; endlich starb Signora Torfi, unbetrübt von der eigenen Tochter, und Emma Woodwyl erblickte das Licht der Welt. Als das Mädchen heranwuchs, konnte es das schmachvolle Treiben im Elternhause nicht länger mit ansehen und kaum fünfzehn Jahre alt, entfloß es, um sich sein Brod selbst zu erwerben. Ein Jahr später starb Frau Woodwyl und ließ den Gatten körperlich und geistig gleich verkommen zurück.

Nach Carlotta's Tode trat eine kleine Wendung zum Bessern ein; Bernhard Woodwyl's Kränklichkeit zwang ihn, so manche seiner lasterhaften Gewohnheiten aufzugeben; das Wenige, was von dem einst ungeheuren Vermögen übrig geblieben war, verwaltete nun Adrienne, die ältere Tochter, mit treuer Sorgfalt; es reichte eben aus, um ein nicht ganz entbehrungsvolles, aber doch sehr bescheidenes Leben zu fristen, und nach einiger Zeit hatte Adrienne der Schwester geschrieben, sie möge nach Hause zurückkehren; Emma weigerte sich; Adrienne, darüber gekränkt, brach jede Korrespondenz ab; so blieb es nahezu zwei Jahre.

Dann schrieb Emma plötzlich aus Schottland, wo sie Erzieherin in einer vornehmen Familie war, und als Adrienne dann nach einiger Zeit ihre Bitte wiederholte, erfüllte Emma dieselbe und zeigte sich am Tage des Kennens in Kelsey Doon zum ersten Mal den erstaunten Bewohnern von Blasir.

Nach dieser nöthigen, wenn auch etwas langwierigen Auseinandersetzung kehren wir zu Karl Gascogne zurück, den wir am Portale der Rothburg verlassen, wo Adrienne ihm schreckensbleich entgegengetreten war.

Adrienne Woodwyl mußte eine schöne Erscheinung genannt werden, obgleich ihre Züge abweisende Kälte bekundeten. Es bestand keine Spur von Ähnlichkeit zwischen ihr und ihrer Schwester, es sei denn vielleicht in der etwas hochmüthigen Haltung des Kopfes, die Beiden eigen war; als Karl vom Pferde sprang, wunderte er sich im Stillen, wie es möglich, daß es ihm noch niemals aufgefallen, wie schön Fräulein Woodwyl sei.

„Es besteht keinerlei Ursache zu ernstlicher Beunruhigung, mein Fräulein,“ versicherte er mit Wärme; „Ihre Schwester befindet sich nicht in Gefahr, wenn sie vielleicht auch nicht ganz so wohl, als wir wünschen würden. Es hat sie ein leichter Unfall betroffen und der Arm ist unbedeutend beschädigt!“

„Wo ist sie?“ forschte Adrienne athemlos. „Beim Grünen Hut, dem kleinen Eiskirchenthause auf der Straße zwischen Monkland und Stanton; ich habe bereits Doktor Thomson dorthin entsandt; wenn Sie erlauben, so reite ich rasch nach Monkland und hole einen Wagen, mit welchem Sie gleichfalls hinkommen; während Sie sich zu der Fahrt bereiten, besorge ich Alles!“

„Ich kann Ihre große Gefälligkeit nicht weiter in Anspruch nehmen!“ sprach sie mit Bestimmtheit; „es war sehr gütig von Ihnen, mich überhaupt so rasch zu benachrichtigen; wenn Sie auf Ihrem Heimritte für mich einen Wagen bestellen wollen, so ist es das Höchste, was ich noch annehmen kann!“

„Nein, lassen Sie mir meinen Willen, Fräulein Woodwyl.“ sprach er mit gutmüthigem Eigensinn; „meine Pferde befördern Sie viel rascher als die Miethrosse des Gasthauses. Ich will nicht einmal die Bitte wagen, Sie begleiten zu dürfen,“ fügte er lächelnd hinzu, „obgleich ich mich lebhaft interessire, zu hören, wie Ihre Schwester sich befindet!“

Er schwang sich wieder in den Sattel und galoppirte hastig von dannen, Adrienne aber lächelte leise vor sich hin, als sie sich in ihr Gemach begab, um sich zu der Fahrt zu richten.

„Sie gefällt ihm offenbar,“ flüsterte sie, „wenn Emma ihre Karten gut spielt, so kann sie noch Herrin von Monkland werden, und das wäre ein Triumph, größer als ich ihn jemals zu träumen gewagt!“

Kaum war sie zu der Fahrt gerüstet, so hielt auch Herr von Gascogne's Wagen bereits vor dem Portale und er selbst hob sie in denselben.

„Wie vermag ich Ihnen für all Ihre Güte zu danken,“ sprach Adrienne lächelnd, als sie ihm die Hand zum Abschied bot.

„Indem Sie mir die Erlaubniß ertheilen, mich morgen persönlich erkundigen zu dürfen, wie es Ihrer Schwester geht; darf ich?“

„Gewiß, wir werden uns sehr freuen; Emma, indem

sie Ihnen für Ihre Güte nochmals danken kann, ich, indem ich sie sekundire; adieu!“

Der Wagen rollte von dannen und Karl von Gascogne schritt über die Felder seinem Besitzthum zu, in Gedanken auf das Lebhafteste sich mit Emma Woodwyl befassend; langsam strich er sich über seinen Armel — über die Stelle, an welcher das Haupt des Mädchens einen Augenblick geruht.

Als er am nächsten Morgen wieder nach der Rothburg pilgerte, sagte man ihm, daß die beiden Damen noch beim Grünen Hut weilten, daß Fräulein Emma's Arm gebrochen, Doktor Thomson denselben zwar bereits eingerichtet, sie aber heftige Schmerzen ausgestanden, Fieber sich eingestellt und der Arzt erklärt habe, sie dürfe mehrere Tage hindurch nicht transportirt werden.

„Thomson hat also doch endlich gnädigst seine Erlaubniß ertheilt und morgen dürfen Sie nach Hause zurückkehren?“ forschte Karl Gascogne.

„Ja, er meint, er habe mich lange genug hier aufgehalten, wenn er aber glaubt, daß ich ihm für seine Bewilligung besonderen Dank wisse, so irrt er,“ entgegnete Emma Woodwyl mit einem leisen Seufzer, worauf ihr Gesellschafter erstaunt entporkelte. Aber ihr Blick ist abgewandt und er vermag den Ausdruck der schönen Augen nicht zu ergründen.

Sie saßen in einem kleinen Zimmer des Häuschens, in welches Karl das junge Mädchen an dem Tage des Unfalls gebracht hatte; seither waren aber bereits mehr denn drei Wochen vergangen; ernstliches Unwohlsein hatte Emma, zum Theil wohl auch in Folge des Schreckens, befallen, und Doktor Thomson deshalb nicht erlaubt, daß man sie nach der Rothburg transportire. Während dieser ganzen Zeit war Emma von Frau Mapleton, einer entfernten Verwandten ihres Vaters, die als Ehrenname der beiden Mädchen auf der Rothburg lebte, gepflegt worden, denn Adrienne konnte den Vater nicht der Obhut der alten Dienerin überlassen; so sagte sie wenigstens, während Frau Mapleton glaubte, daß die Aversien vor dem mangelhaften Comfort des kleinen Bauerngasthauses es sei, welche plötzlich so wunderbare kinbliche Aufopferung in Adrienne wachgerufen. Diese war täglich hinüber gefahren, um nachzusehen, wie die Patientin sich befände, und hatte sehr viel schwehlerliche Liebe an den Tag gelegt, was Herrn von Gascogne, der fast ebenso getreulich Nachfrage halten kam, wie sie selbst, auf das Sympathischste berührte.

Anfangs hatte er nur an der Thüre sich nach dem Befinden des jungen Mädchens erkundigt und einen kostbaren Blumenstrauß oder exquisiten Obst für Emma gesandt. Als sie aber anfing sich wohler zu fühlen, da empfing ihn wohl zeitweise Adrienne und sagte ihm im Namen der Schwester freundliche Dankesworte; am ersten Tage endlich, an welchem sie sich erheben durfte und im einfachen weißen Negligé auf dem Sopha lag, da hatte man ihn zu ihr gelassen; mit bezauberndem Lächeln reichte sie ihm die kleine, zarte Hand und dankte ihm für alle ihr erwiesene Aufmerksamkeit; er aber fand keinerlei Ursache, seine Besuche einzustellen.

Tag für Tag war er mithin von Monkland herüber geritten, bis es endlich ihm und Emma gleich jenerbar erschienen haben würde, sich einmal einen Tag hindurch nicht sehen zu sollen; ja er blieb immer länger und länger, er nahm zeitweise mit den Schwestern oder mit Emma und Frau Mapleton das Mittagbrod ein; nicht die feinsten Dinners hatten ihm jemals so werthvoll gemundet, wie die einfache Kost der Wirthin vom Grünen Hut, weil er sie mit Emma genießen durfte.

Karl Gascogne war verliebt, darüber herrschte kein Zweifel mehr, nicht Emma's Schönheit allein war es, die ihn momentan blendete, ihr ganzes Wesen hatte ihn unwiderstehlich bestritten, es gab kein Leugnen. Baron Heinrich, der von seinen häufigen Besuchen in dem kleinen Wirthshause keine Ahnung hatte, beunruhigte sich trotzdem auf das Lebhafteste um den Freund, er hätte gar zu gerne gewußt, ob Emma's wunderbare Schönheit es ihm ernstlich angethan. Karl hatte anfangs mit Macht gegen das aufkeimende Gefühl angekämpft, denn so großherzig und edel denkend er auch selbst war, so kannte er Welt und Menschen doch viel zu genau, um nicht zu wissen, daß er nach den Anschauungen der Mehrzahl eine große Unklarheit begehe, wenn er sich eine Frau aus der Rothburg hole. Die Tochter Carlotta's, ein Mädchen, das jahrelang allein in der Welt herumgeschlagen, das in Folge dessen verbittert und nicht gänzlich frei von einem gewissen Grad von Cynismus geworden, konnte sie ihm wirklich eine passende Lebensgefährtin werden? Er wußte, daß er sie liebe, tief, innig und leidenschaftlich, mit jener allgewaltigen Liebe, die man nur einmal in einem Menschenleben empfinden kann; noch hatte er ihr nicht von seiner Empfindung gesprochen, sie ahnte dieselbe nicht, Adrienne aber hatte sie bemerkt und freute sich daran. In ruhigeren Augenblicken nahm er sich sogar vor, Blaise auf einige Zeit zu verlassen und Alles zu versuchen, um seine Leidenschaft aus seinem Herzen zu reißen, aber eine halbe Stunde, nachdem er solch klugen Entschluß gefaßt, besand er sich doch schon wieder auf dem Wege nach dem Grünen Hut; so geht es eben, wenn jener kleine, neckische Gott seinen Pfeil nur erst entsendet hat in das Herz eines Menschen.

Ueber seine eigenen Gefühle war Karl Gascogne voll-

ständig im Klaren, nicht so über diejenigen Emma's, denn ihr Benehmen gegen ihn bekundete seltsame Widersprüche, er wunderte sich oftmals darüber, ja zeitweise schmerzte es ihn sogar. Wenn sie z. B. während eines ganzen langen Besuchs kalt und förmlich gewesen, warf sie ihm beim Weggehen einen Blick zu, oder flüsterte ein Wort, so daß er sich in den siebenten Himmel erhoben wähnte; andere Male wieder war sie gleich anfangs bezaubernd, witzig, amüfant, plauderte sie so geistvoll, daß sowohl er als Adrienne zu offener Bewunderung mit hingerissen wurden, und dann auf einmal wurde sie kalt und einsilbig, so daß ihr Abschiedsgruß ebenso förmlich und unfreundlich war, als der Willkomm herzlich und warm gewesen. Karl zerbrach sich dann wohl den Kopf, wie und wo er sie beleidigen haben könne, oder ob sie launenhaft und unbeständig, diese Frau, welche er so maßlos liebte. Ernst oder heiter, liebenswürdig oder zurückstoßend, wie immer sie aber auch sein mochte, Thatsache blieb, daß Karl Gascoigne sie innig liebte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Bibelverkäufer in Schweden.

(Bild S. 484.)

In Schweden ist der Bauernstand in hohem Grade religiös. Bei dem abgeschlossenen Leben in den einsamen, weit über das Land zerstreuten Höfen hat das religiöse Moment dort eine große Bedeutung, es macht oft das ganze geistige Streben der Menschen aus und daher beschäftigen religiöse Fragen den schwedischen Landmann tief und oft sein ganzes Leben hindurch. Darauf hat der schwedische Maler Karl Hansen sein Bild gegründet. Er zeigt uns einen der dort häufigen Missionsscheiter- und Bibelverkäufer in der Stube eines Bauern. Er liest den Leuten, obwohl selbst ein Bauer, mit begeistertem Ausdruck aus seinen Büchlein vor und bewegt dadurch die Gemüther seiner Zuhörer mächtig. Diese andächtige Stimmung und die Gewalt der religiösen Erregung ist auf unserem Bilde außerordentlich eindrucksvoll wiedergegeben. Wir sehen den Verkäufer selbst, als ob er eine Vision schaute, emporblicken. Die alte Bäuerin hört voll innerer Sammlung, ihre jüngere Tochter hat überwältigt den Kopf über den Tisch gebeugt und schluchzt, die ältere sitzt weithin da; der Bauer lauscht mit kindlicher Frömmigkeit und hält seine Hand an das Ohr, damit ihm kein Wort der Rede verloren gehe. Nur der Refrut, welcher aus seiner Garnison moderne Zweifel heimgebracht, folgt den Worten dieses Mannes mit Nebengedanken, die Kritik an das legen, was der Verkäufer mit der Bibel in der Hand da vorträgt.

Das Bild ist voll Wahrheit und gestaltet uns einen tiefen Blick in das intime Leben des schwedischen Landvolkes.



Der Strumpf.

„Prosaisch wie ein Strumpf“ — pflegt man in Deutschland zu sagen. Dagegen knüpft die englische Mythologie einen kleinen Liebesroman an die Erfindung der ersten Strumpfwirksamchine, deren mechanisches Prinzip, wenngleich im Laufe der Zeit vielfach umgewandelt und verbessert, noch gegenwärtig in der Fabrikation von beinahe 5000 verschiedenen Artikeln (allerlei Joden, Unterhemdchen, Strümpfen, Socken, Handschuhen, Leibbinden, Mützen, Handschuhen und dergleichen) seine Anwendung findet. Unter seltsamen Umständen erbacht, hat der erste Wirkstuhl eine ganz neue Industriebranche geschaffen und von England aus seinen Weg in alle einschlägigen Werkstätten genommen. Ein Cambridge'r Theologe, so geht die Sage, fand die Dame seines Herzens, wenn er ihr keine Aufmunterungen darbrachte, immer so vertieft im Strumpfwirken, daß, um besseres Gehör bei ihr zu finden, er sich entschloß, eine bequeme Arbeitsmaschine für sie zu erfinden. Nach einer andern Version hätte er die Dame geheiratet; da aber das Ertragniß seiner geistlichen Pfründe in Calverton bei Nottingham zu schmal war, um eine kinderreiche Familie zu ernähren, so dachte er seiner kunstgeübten Frau in der Anfertigung von Strümpfen, welche zu jener Zeit (Ende des sechzehnten Jahrhunderts) noch ein theuer bezahlter Luxusartikel waren, zu Hülfe zu kommen. Thatsache ist, daß William Lee, so hieß der Mann, um das Jahr 1589 eine geistliche Pfründe aufgab, um seine ganze Kraft und Zeit der Vervollkommenung einer von ihm lediglich aus Holz hergestellten Maschine zu widmen, welche im Stande war, zwölf Maschinen in einer Reihe zu schließen und Reihe an Reihe zu fügen. Das Strickgewebe ging natürlich nur in die Länge und mußte, um einen runden Strumpf zu bilden, an den Seitenenden zusammengeknüpft werden; aber das Prinzip war gefunden. Im Wappenbilde der Londoner Strumpfwirker-Gilde ist William Lee im geistlichen Gewande dargestellt, wie er mit ausgestreckter Hand auf einen aus seinem Wirkstuhl herausgearbeiteten Strumpf hinweist, während eine nebenstehende Frauensperson ihre beschäftigungslos gewordenen Stricknadeln emporhält. Lee hoffte aus seiner Erfindung großen Vortheil ziehen zu können; er unterließ seinen Bruder und andere Verwandte in der Strumpfwirker-Gilde; eine Werkstätte ward in Calverton etabliert; aber, wie die meisten Erfinder, konnte auch er bei der Mittwelt keine Anerkennung finden. Die Leute wollten keine gewirkten Strümpfe tragen. Er

überfiedelte mit seinen geschulten Gehülfen nach London, und durch die Protection Lord Hudson's gelang es ihm, die Aufmerksamkeit der Königin Elisabeth auf sich zu ziehen. Sie besuchte die Werkstätte des ehemaligen Landpfarrers in Bunhill Fields und bewunderte sein Fabrikat; als aber der Graf sie bat, dem armen Manne nun auch ein Patent für seine Erfindung zu ertheilen, gab sie die charakteristische Antwort: „Mylord, ich habe die armen Leute, welche jetzt ihr Brod mit Strumpfwirken verdienen, viel zu lieb, um mit meinem Gelde eine Erfindung zu unterstützen, welche jene an den Bettelstab bringen würde. Hätte er, Lee, Seidenstrümpfe fabrizirt, so würde das nur Wenige betroffen haben; aber Wollestrümpfe, welche Jeder tragen will, dürfen nicht von einem Individuum monopolisirt werden.“ Mit Roth kämpfend, ging Lee nun daran, Seidenstrümpfe zu fabriziren, und brachte das erste Paar, als es fertig war, wieder der Königin; es war um das Jahr 1598. Die Monarchin lobte deren Elastizität und Schönheit; fand sich aber nicht bewogen, dem Erfinder mehr als gute Worte zu geben. Selbst ihr Nachfolger, Jakob I., der zum Krönungstage vom Earl of Mar ein Paar Seidenstrümpfe sich borgeren mußte, um, wie er sich ausdrückte, nicht als gemeiner Kerl vor den Fremden zu erscheinen, fand sich nicht bewogen, den neuen Industriezweig zu protegiren. Auch Lee's bisheriger Beschützer, Hudson, der seinen eigenen Sohn hatte Strumpfwirker werden lassen, war mittlerweile gestorben. So stand Lee geldlos, hilflos, ratlos da. Da kam ein Hoffnungsstrahl aus — Frankreich. Der große Sully hatte von der merkwürdigen Erfindung gehört und den genialen Meister eingeladen, über den Kanal zu kommen, um auf dortigem Boden eine neue Industrie zu gründen. Mit Hausstand und Werkstätte überfiedelte Lee nach Rouen; Heinrich IV. erwieß sich ihm persönlich gnädig, fiel aber bald darauf durch Mörderhand. Maria von Medicis entzog dem Protestanten Lee ihre Gnade; alle Hoffnungen waren vernichtet; ruiniert an Vermögen, gebrochen am Herzen, sank der geistliche Strumpfwirker 1610 in's Grab. Keine Statue verewigt sein Andenken; selbst sein Name ist wenig bekannt in Sternberg, Chemnitz, Trosen, Amiens und Leicesters, wo sein Wirkstuhl oder wenigstens das Prinzip seines Wirkstuhles noch heute fortlebt und fortarbeitet. Es war, als hätte die Welt nur auf des Märtyrers Tod gewartet, um seine Maschine auszubenten. 1640 wurden in Nottingham die ersten Wirkstühle aufgestellt, und von da verbreiteten sie sich bald in den Grafschaften von Leicestershire und Derbyshire. 1657 ertheilte Cromwell den Londoner Strumpfwirker-Korporationsrechte. 1695 gab es bereits 1500 Stühle in London und dessen Umgebung, und im Jahre 1727 schon 5500 in den Landstädten. Um sich den großen Gewinn, welchen der neue Industriezweig abwarf, zu sichern, ward der Verkauf englischer Stühle in's Ausland verboten. Mit der Zeit wurden Verbesserungen in der Konstruktion angebracht, und 1730 fing man bereits an, Baumwollengarne zu Wirkwaaren zu verarbeiten. Das ist die Erfindung und Einführung der Strumpfwirksamchine, wie sie von Dr. G. v. Scherzer geschildert wird.



Anekdoten und Witze.

Der Zahnstocher.

Jüngst fand bei einem in Belgrad weilenden Fremden ein großes Diner statt, zu welchem auch zahlreiche Mitglieder der Stupskina geladen waren. Man weiß, daß einige dieser Herren sich in jenem idyllischen Zustande befinden, welcher noch weit von einer Belebung der Kultur liegt, und daß sie daher Eigenheiten besitzen, die dem gewöhnlichen Europäer erstaunlich sind. Ein Franzose, neben welchem ein ganz primitives Stupskina-Mitglied saß, nahm einen Zahnstocher und bot seinem Nebensitzenden die Zahnstocherbüchse an. „Ich danke“, entgegnete der freundliche Serbe, „ich habe schon zwei Stücke davon gegessen.“

Wrangel-Anekdoten.

Einer schönen, eleganten jungen Hofdame rief Wrangel einst zu: „Mein Kind, dein Kleid ist zu kurz!“ „Zu kurz?“ fragte erstaunt die junge Dame, „es hat doch eine lange Schleppe, Excellenz!“ „Ne, oben, Dächterken!“ entgegnete Wrangel. Wrangel besucht das „Museum für Bergbau und Hüttenwesen“ in der Bergakademie und der dienstthuende Ingenieur zeigt ihm unter Anderem einen Steinsalzblod aus Stahlfurt. „Ist der Marmor?“ „Nein, Salz, Excellenz!“ „Du schwindelst.“ „Gewiß, Excellenz, es ist Steinsalz.“ „Du, ich lebe!“ Wrangel thut das nun wirklich und geht kopfschüttelnd weiter. „Ich hab's wahrhaftig nicht jeilobt.“ Eine ähnliche Ungläubigkeit bewies Wrangel, als ihm ein sehr bekannter Hofgärtner eine Palme zeigte, deren Alter man auf 800 Jahre schätzte. „Acht-hundert Jahre? Wer's lobt!“ war die Bemerkung des alten Haubegens.

Endlich.

Der Herr Pfarrer hatte am verflohenen Sonntag in seiner Predigt gar gewaltig gegen die Thierquälerei losgedonnert. Jakob Steigl, ein Mitglied des Thierkühnvereins, stand unter der Kanzel und warf mit zufriedener Miene seinem Freunde folgende Worte hin: „Na, endlich nimmt sich unser auch der Pfarrer an!“

Bilderräthsel.



Auflösung des Bilderräthfels Seite 467:

Eintocht trägt ein.

Charade.

Die erste war ein großer Held, Berühmt in der Poetenwelt, Für einen Mann gewöhnlich hat Die zweite man als Surrogat. Das Ganze penden mit Behagen Zahllose Menschen ihrem Wagen.

Auflösung des Anagramms Seite 467:

Taumel, Amulet.

Kleine Korrespondenz.



Abonnent in D. Rein. Ist nicht völlig tilgbar, besonders bei gewöhnlichem dünnem Zeitungspapier nicht.

Hrn. Otto M. in Loschwitz. Bieleicht ist die „Illustrirte Kulturgeschichte“ von Karl Faulmann, Wien, Hartleben, welche jetzt vollständig erschienen, für Ihren Zweck passend. Sie ist ein hübsches Geschenk, das Jeder gern entgegennehmen wird — und nicht theuer — gebunden 13 Mark 50 Pf.

Abonnent D. W. Das darf Ihnen Niemand verweigern. Eine juristische Belehrung ist hier gar nicht nöthig.

Abonnent in Siegburg. Wir haben noch nie etwas von einer Polirmaschine für kleine Metallfiguren gehört.

G. G. v. Erfahrene Typographen meinen — Nein.

Abonnent in Köln will wissen, woher man Ahlen bezieht, wie solche auf der Maschine zum Durchdringen der Sohlen gebraucht werden.

M. Müller in Frankfurt. Solch ein Gedicht gibt es gar nicht. Es ist nur der spottvolle Ausdruck für Unmöglichkeit.

Hrn. G. M. in B. 1) Aus Büchern unmöglich. 2) Je nach der Anlage verschieden — da läßt sich gar nichts bestimmen.

Alle Abonnenten in Rußland. König August von Polen kaufte das Bild.

A. in Warschau. Die beiden Jahrgänge 1874 und 1875 der „Illustr. Welt“ können Sie noch zum ermäßigten Preis von zusammen 5 Mark bekommen, wenn Sie solche sofort bestellen.

Wichtige Ermäßigungen von Rathheln. Charaden, Räthseln u. d. h. und zugestimmt von: Frin. Marie Rücker, Karlsruhe; Marie Ludwig, Luxemburg; Mathilde Fraihun, Bern; Emma Hansen, Kiel; Bertha Larre, Berlin; Mathilde Flug, Ulm; Antonie Gutmann, Berlin; Dr. C. Lange, Berlin; A. Roth, St. Gallen; A. Berthold, Spremberg; Fr. Leih, Hamburg; O. Müller, Spandau; R. H. Ulm; Quinguer, Kappitz; R. Heller, Innsbruck; W. Müller, Frankfurt; Th. Reuschel, Aulzig; J. Jelenka, Prosimin; O. Hennig, Schweidnitz; P. Smola, Wien; G. Gayle, Oppeln; G. und F. Stutemann, Münch. Bratel; E. v. Feberh; J. Schay, Leipzig; H. Forner, Ulm.

Frau B. G. in K. E. G. wohnt in Leipzig.

Hrn. J. M. Im Verlage dieser Buchhandlung erscheinende Bücher stehen ja auf jedem Hefte der „Illustr. Welt“.

Frin. B. Gustav in Hannover. In Süddeutschland nicht. Dort ist gar — sehr oft nur Verstärkungswort — wie arg, z. B. arg lieb gleich sehr lieb.

H. S. in Rußland. Der betreffende Jahrgang ist vollständig vergriffen. Die Nummern 1—26 können ebenfalls nicht mehr vollständig geliefert werden.

Korrespondenz für Gesundheitspflege.

Hrn. Ph. A. in Berlin. Schon oftmals haben wir unseren Lesern mitgetheilt, daß die Redaktion nicht für die in dem Annoncen-theile dieses Blattes angepriesenen Heilmethoden die Verantwortung übernimmt. Es wird Ihnen doch wohl ein Leichtes sein, unter den vielen hervorragenden Aerzten der Berliner Fakultät den geeigneten Spezialisten ausfindig zu machen.

Hrn. Lehrer L. M. in Anter und Hr. Georg A. in Lauterbach. Von der Wirksamkeit der in verschiedenen Annoncen angepriesenen Gicht- und Rheumatisismittel ist nichts zu halten.

Hrn. Joseph L. in St. Colau und Abonnent in Barmen. Der Begriff „Rotarz und Verschleimung“ ist ein so allgemeiner und können die Ursachen dieses Leidens so verschiedenartige sein, daß auf briefliche Schilderung hin sich ein Arzt über die ursächlichen Momente derartiger Leiden sein Urtheil bilden kann.

Dr. St.

Anfragen.

23) Wie entfernt man Schimmelflecken und überhaupt Flecken aus Leder, insbesondere gepreßtem?

Abonnet in Steyermark.

*) Beantwortungen dieser Fragen aus unserem Leserkreis werden wir mit Vergnügen an dieser Stelle veröffentlichen, wie wir auch stets zur unentgeltlichen Aufnahme passender Anfragen von Seiten unserer Abonnenten bereit sind.

Redaktion: Carl Hallberger. Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Inhalts-Übersicht.

Text: Graf Rübezahl, Roman von Johannes von Tscholl. Fortsetzung. — Bilder von der Landenge von Panama. — Albumblatt: Im Garten, von Ludwig Hinderling. — Es ist eine alte Geschichte, Novelle von Maria W. — Bilder aus Tunis. — Ein schönes Gesicht, Novelle nach englischem Motiv frei bearbeitet von Max von Weigert. Fortsetzung. — Ein Wibelorsäuer in Schweden. — Aus Natur und Leben. — Humoristische Blätter. — Wibelorsäuer. — Charade. — Kleine Korrespondenz.

Illustrationen: Mohammed es Sedad Bascha Bey, Behälter des Königsreichs Tunis, Originalzeichnung von Eugen Girardet. — Ein Wibelorsäuer in Schweden, nach einem Gemälde von Carl Hansen. — Ansichten von der Landenge von Panama. — Typen und Ansichten aus Tunis, nach einer Zeichnung von M. Sergent. — Sommer-Eilhouetten von M. Heinen.

Ankündigungen.

Dieimal gepaltene Konpatibelgröße 60 Pf.

In allen Buchhandlungen zu haben zur Selbstverbreitung der Gärten:

Der praktische Gartenfreund.

300 gründliche Anweisungen zur Erziehung sämtlicher Blumen, Gemüse, Fruchtsträucher und zur Kultivierung der Topfpflanzen in Wohnzimmern, Lichtbaumzucht und Weinbau. Ein nützliches Buch für jeden Gartenbesitzer.

Nach 25jähriger Erfahrung.

Von Aug. Wahlstedt, Obergärtner.

Sauber brosch. — 3 M. 922

Dieses Werk ist ein für jeden Gartenbesitzer wichtiger Führer in der Kultur aller Gartenpflanzen.

Gründliche Buchhandlung in Cuedlinburg.

Bei Ambr. Abel in Leipzig erschienen und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Betrachtungen

über unser klassisches Schulwesen.

Preis 1 M. 50 Pf.

Die gerade jetzt so vielseitiges Interesse erregenden Fragen über unser Schulwesen werden hier in über 100 Thesen beleuchtet von einem Gelehrten, dessen eigener Bildungsgang ihm Gelegenheit zu genauer, kritischer Beobachtung gab. Nicht nur für den Fachmann, sondern auch für Jeden wird die Lektüre der Broschüre angenehm sein, da der Verfasser es sich angelegen sein liess, jede trockene Pedanterie zu vermeiden.

953

Erwerbs-Katalog für Jedermann gratis u. franko.

W. H. Schiller & Co., Berlin O.

809

Technische Zeitschrift.

Bode & Trone, Hannover,

Fabrik feuer- und diebessicherer

Geldschränke,

empfehlen:

Diebessichere

Kassetten

elegant gearbeitet, blank

und massiv, mit Gussblech.

Nr. 1 2 3 4 5 6 7

Länge cm. 14 16 20 24 30 35 40

Breite cm. 10 12 15 18 20 25 30

Höhe cm. 6 8 10 12 14 16 18

Preis M. 9.50 10.50 13.50 15.50 18.50 21.50 24.50

inkl. Verk. in einer Kiste.

Fein lackiert und zum Festhalten auf

einem Tisch oder in einem Schrank eingereiht.

Nr. 1 2 3 4 5 6 7

Weiss M. 11.50 12.50 15.50 17.50 20.50 23.50 26.50

759 Preisreduktion gratis u. franko.

So wunderbar nach dem einstimmigen Zeugnis

A. v. Humboldt's, Tschudi's, Bonpland's etc. die Kräfteleistungen der Coca

knawenden Indianer erscheinen, so wirksam bei

Nervenleiden

und Schwächen jeder Art sind die Coca-

Pillen III der Mohrenapotheke Mainz, pr.

Schachtel 3 M., deren nachhaltige Erfolge leider

viele Nachahmungen hervorriefen. Zuverlässige

Belehrung über Anwendung und Eigenschaften

dieser berühmten Pflanze finden Lesende in

Prof. Dr. Simpson's Originalschrift franko

gratis. Stuttgart: Hirschapotheke. München: Rosen-

apotheke. Leipzig: Engelapotheke. Berlin: Blumen-

und Schwanapotheke. Lüneburg: Sonnenapotheke.

Kaisberg: Becker's priv. Apoth. Wien: Engel-

apotheke. Bern: Brunner's Apoth. 825

Stotternde

werden gründlich geheilt in der Anstalt von

A. Gausmann zu Idstein

im Taunus, Station der Hess. Ludwigsbahn.

Zahlung des Honorars ein halbes

Jahr nach beendeter Kur, damit der Klient von

seiner vollständigen Heilung vorher auch selbst

sich überzeugen kann. 734

PATENT

Besorgung u. Verwertung

J. BRANDT Civil-Ingenieur

Königsgrätz Str. 131. BERLIN W.

Einladung zur Subskription auf die zweite Auflage von Schillers Werken. Illustrierte Prachtausgabe mit mehr als hundert Illustrationen

von A. Daur, J. Benzler, W. Camphausen, W. Friedrich, C. Gehrle, S. Goh, P. Großmann, A. Gyllé, C. Habermann, C. Hammer, F. A. Kautbach, Herrn Kautbach, Ferd. Keller, L. Löffler, G. Max, Fr. Pecht, C. Pilsch, F. Pilsch, C. Roeder, F. Roeder, St. Schrandolph, A. Schuster, A. Seig, A. Wagner, J. Walter, J. Weiser und Anderen.

Herausgegeben von

Prof. Dr. J. G. Fischer.

Nach Schillers Portrait und Lebensabriß.

Von dieser illustrierten Pracht-Ausgabe, für deren künstlerischen Schmuck eine Reihe erster deutscher Maler freudig ihr Bestes geschaffen und deren Text-Revision ein bewährter Schillerkenner, der Dichter J. G. Fischer, bezeugt hat, erscheint eine

neue Auflage und eröffnet die Verlagsbuchhandlung mit derselben zugleich eine neue Subskription,

um den Vielen, welche in das Abonnement noch einzutreten und das Werk nach und nach zu beziehen wünschen, Gelegenheit hierzu zu geben. Wir sind der festen Zuversicht, auf eine abermalige recht zahlreiche Beteiligung an diesem nationalen Unternehmen hoffen zu dürfen.

Unsere illustrierte Pracht-Ausgabe umfasst die poetischen, dramatischen und historischen Werke Schillers und erscheint in 65 elegant broschirten Lieferungen von je 3—4 reich illustrierten Bogen.

Der Preis für eine Lieferung beträgt nur 50 Pfennig.

Alle 14 Tage werden eine bis zwei Lieferungen zur Ausgabe gelangen.

Bestellungen auf diese neue Subskription nehmen alle Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes, sowie jeder mit einer solchen in Verbindung stehende Buchverleger entgegen.

Die soeben erschienene erste Lieferung wird von jeder Buchhandlung auf Verlangen gerne zur Einsicht in's Haus geschickt. Stuttgart, Mai 1881.

Die Verlagsbuchhandlung: Eduard Hallberger.

In gegenwärtiger Zeit ganz besonders interessantes Werk.

Im Verlage von Th. Kay in Kassel erschien: Kleinschmidt, Dr. Arthur, Geschichte des russischen hohen Adels. Preis M. 6. — 932

Spezialarzt Dr. med. Meyer,

Berlin, Leipzigerstr. 91, heilt auch brieflich alle Arten von **Unterleibs-, Frauen- und Hautkrankheiten**, sowie **Schwäche, Rückenmarksleiden, Nervenzerrüttung**, selbst in den hartnäckigsten Fällen mit Sicherheit und schnellstem Erfolge. 938

Wie beschafft man Patente?

Das Reichspatentgesetz mit Auslegung versehen, das gegen 25 Pf. Markten

G. Dittmar, Ingenieur u. Patentanwalt, Berlin, Gröbenstr. 1. 778

Einladung zum Abonnement auf die Modenwelt.

Illustrierte Zeitung für Toilette und Handarbeiten.

Begründet 1. Oktober 1865. — Alle 14 Tage eine Nummer. —

Preis vierteljährlich M. 1.25, oder 75 Kr. Ge. W.

Jährlich erscheinen:

24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend

gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibungen, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche. Ferner finden die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange die eingehendste Behandlung: Bunt- und Weißstickerei jeder Art, Leinwandstickerei in Kreuzstich und verschiedenen doppelreihigen Stickstichen; Näh- und Spitzenarbeit; Spitzenstich in Mull, Batist, Tüll etc.; irische Spitzenarbeit, Durchzug in Tüll, Durchbruch in Leinwand etc.; die verschiedensten Tapisserie-, Strick-, Häkel-, Frivolitäten-, Filet-, Filet-Guipure-, Knöpf- und Rahmen-Arbeiten; geflöppelte Spitzen; Blumen aus Papier, Wolle, Federn etc.; Mosaik in Seidenzeug, Tuch etc. und Phantasie-Arbeiten jeder Art.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe, 400 Mustervorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Soutache etc., sowie zahlreichen Namens-Chiffren, Monogrammen und ganzen Alphabeten in Kreuzstich und Weißstickerei.

Die Auflage (in deutscher Sprache) beträgt gegenwärtig 295,000. — Uebersetzungen in französische, italienische, spanische, portugiesische, englische, holländische, dänische, schwedische, russische, polnische, ungarische und böhmische Sprache erscheinen in weiteren 302,000 Exemplaren zu Paris, Brüssel, Mailand, Madrid, Rio de Janeiro, London, Philadelphia und New-York, im Haag, zu Kopenhagen, Malmö und Stockholm, St. Petersburg, Warschau, Budapest, Jungbunzlau und Prag.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Die Expedition der Modenwelt zu Berlin.

Für Garten- und Villenbesitzer!
Acclimatisirte Harmonika.
Erstlich schon bei schwachem Winde in harmonischen Akkorden, bei starkem Winde weithin hörbar. Originelle Zierde für Gärten, Anlagen, Parks, Ballone, Terrassen u. für Garten-restauranten. Preis: 6 M. 6 — 8. 3. 50. Mit verstellbarem Ton M. 8 — 11. 4. 75. Mit vergoldeter Windhahne mehr M. 4 — 8. 2. 40.
Adolf Klinger,
Weidenberg in Böhmen.

Lebensgr. Porträts
in Oel, Kreide u. Photographien. Preise: fr. — 5. Schmitz, Post: Hoffmannsthal, W.-V. Köln. 961

Vierwald-
stätterssee.
870 m. ü. M.
Kurhaus
BÜRGENSTOCK.
Vollst. Pension
im Juni 3 bis
7 Fr., wochentag
von 8 Fr. an.
Direkt. Prop.
Bauer & Baurer.

Tapeten,
neueste Muster, unglaublich billig. Muster-
karten werden auf Wunsch franco, umsonst,
aber nicht an Tapezierer, nicht an Tapeten-
händler, nicht an Wiederverkäufer, sondern
nur an Privatleute, da es absolut nicht möglich
ist, auf diese unglaublich billigen Preise und
ausgezeichnete schöne Waare noch Rabatt bewilligen
zu können. **Bonner Fabrikant.**
900 Bonn a. Rhein.

Panzer-Uhrketten,
von echt Gold nicht zu unterschätzen,
5 Jahre schriftliche Garantie.
Herren - Kette
Stk. 5 Mark.
Damen - Kette
mit eleg. Luette
Stk. 6 Mark.
Garantie-Schein.
Für die heute bei mir gekaufte
Panzerkette übernehme ich eine
Garantie auf 5 Jahre, d. h. ich nehme
vieler Kette gegen Zahlung des dafür
erlegten Preises zurück, falls dieselbe
innerhalb eines Jahres Gebrauches
schwarz wird. **M. Grünbaum,**
Berlin C., 34 Bernauerstr. 908

Klinik,
v. Stoute fong. Ganz
besonders günstige Ver-
hältnisse bei Haus-, Unter-
leibs-, Schwäche, Nervenzerrütt., Rheumatis-
mus; häufig auch bei Rückenmarksleiden. Direk-
tor: Dr. Rosenfeld in Berlin, Friedrichs-
straße 189. Auch brieflich. Heilbericht gratis.

Die Erste Internationale
Gummi-Waaren-Fabrik
von Paris empl.
und verleiht Briefe, das Neueste, Feinste
u. Billigste, en gros u. en détail. Preis-
courant gratis gegen 10 Pf. Mark.
W. Krahl, Berlin SW., 956
Markstraße 22.

Speisen-Aufzüge
mit Garantie für Geruchlosigkeit und gute
Ausführung mit Syrachrohr, Gang-Verzöge-
rung u. fertig gangbar zu beziehen.
D.R. Patent von F. Witte, Berlin SW.,
Heusenburgerstr. 14. Spezialist für Aufzüge jeder
Art seit 1868. Preislisten franco. 729

PATENT-
technisches Bureau
J. Brandt & G. W. Nawrocki
Civil-Ingenieure, Patent-Anwälte
BERLIN W., Leipziger-Str.

Erfindungen
sehr wichtig für Männer jeden Alters.
Projekte versandt gratis, beschaffen, jedoch
unkentert.
Generalagent **Bujatti in Nürnberg.**

Nach 10jähriger, praktischer Erfahrung
(von allen vornehmlichen Ärzten aus an-
erkannt) führe ich bei allen, eiternden
Wunden, Brandgeschwüren, Abszessen,
Salivast, eitrigen Entzündungen etc. ohne Anwen-
dung scharfer oder giftiger Mittel, Wundheilung,
per. od. schrittweise, auf Verlangen kostenfrei.
Spezial. Wund- bis 10 Uhr, Nachm. von 2—4
Uhr. **Bipberger, ehem. Apotheker, Dresden,**
Bismarckstr. 61 I. Et.
Gegen Strichfucht, Blasenentzündung ver-
schärfte ich ein Rezept zu Pillen, welche sich tausendfach
als unbedenklich wirksam erweisen haben und in
jeder guten Apotheke angefertigt werden können.
franko gegen Einsendung oder Postnachnahme
von 3 Mark. 944

